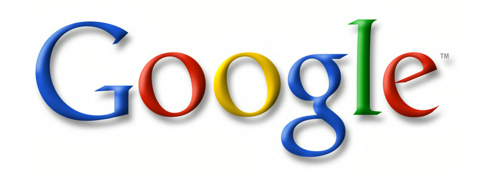
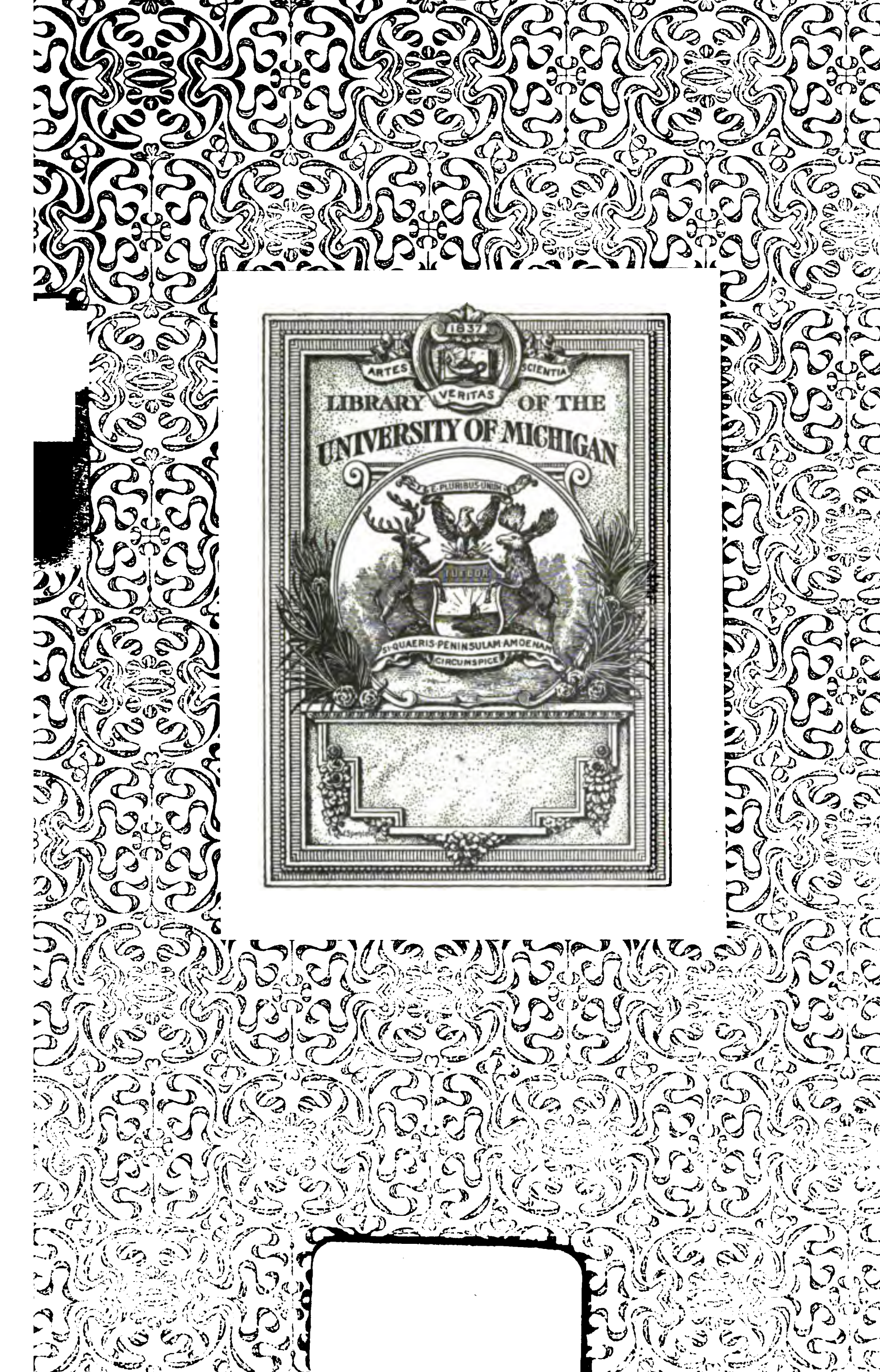
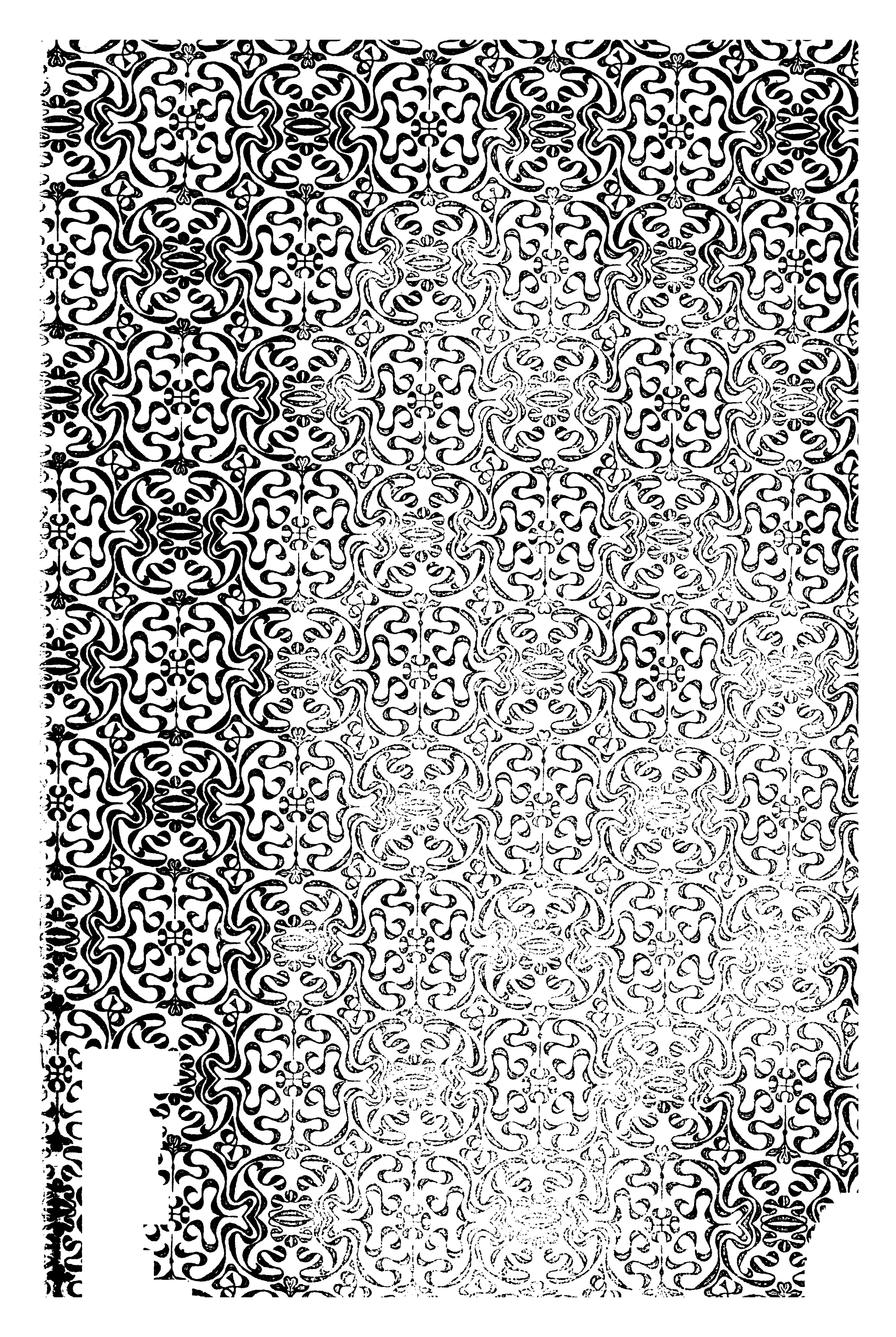
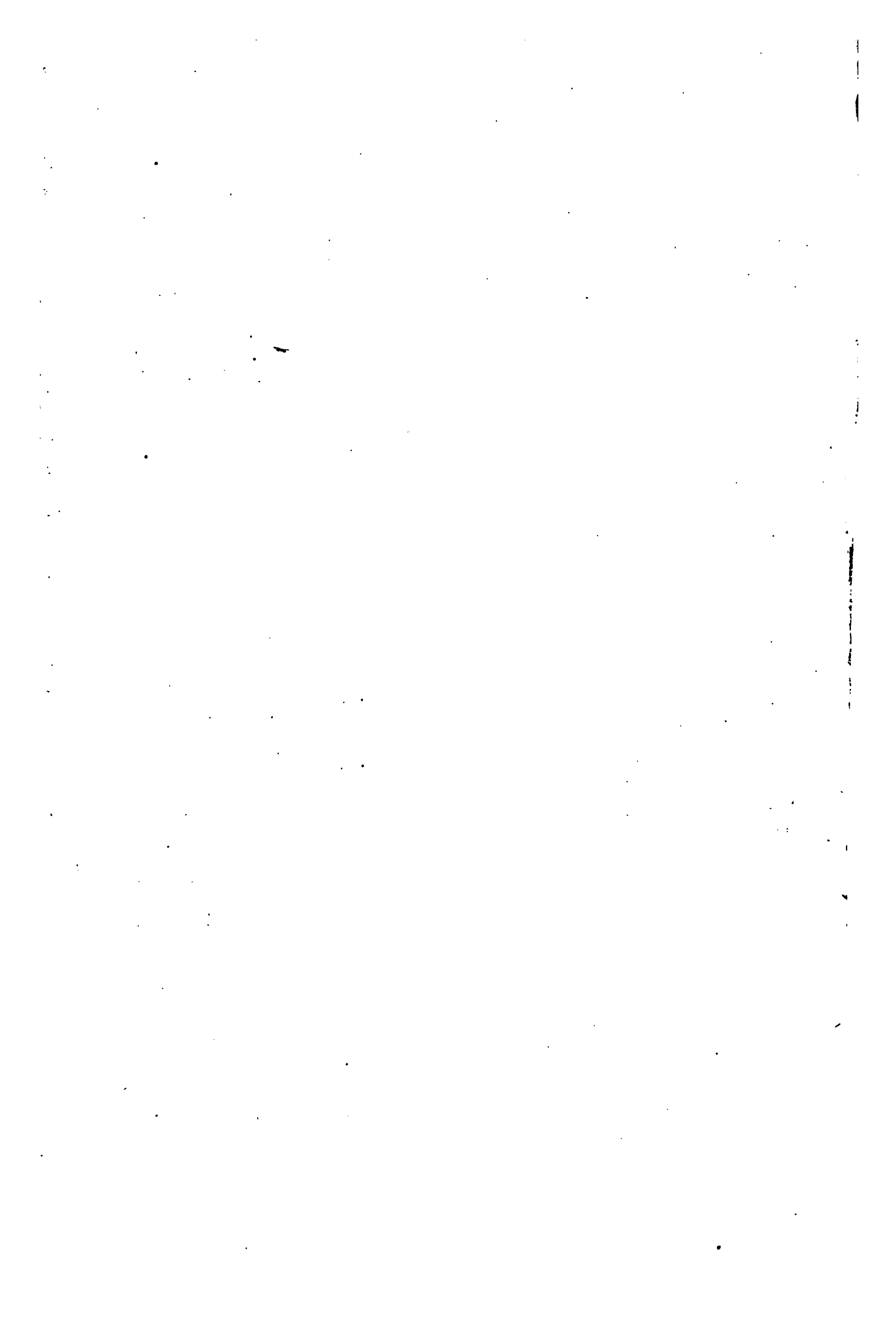



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Untersuchungen

zur

neueren

Sprach- und Literaturgeschichte.

Herausgegeben

von

Professor Dr. **Oskar F. Walzel.**

1. Heft.

Dr. Hans Blœsch

Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich.



Bern.

Verlag von A. Francke

(vormals Schmid & Francke).

1903.

Das
Junge Deutschland
in seinen
Beziehungen zu Frankreich

von

Dr. Hans Blœsch.



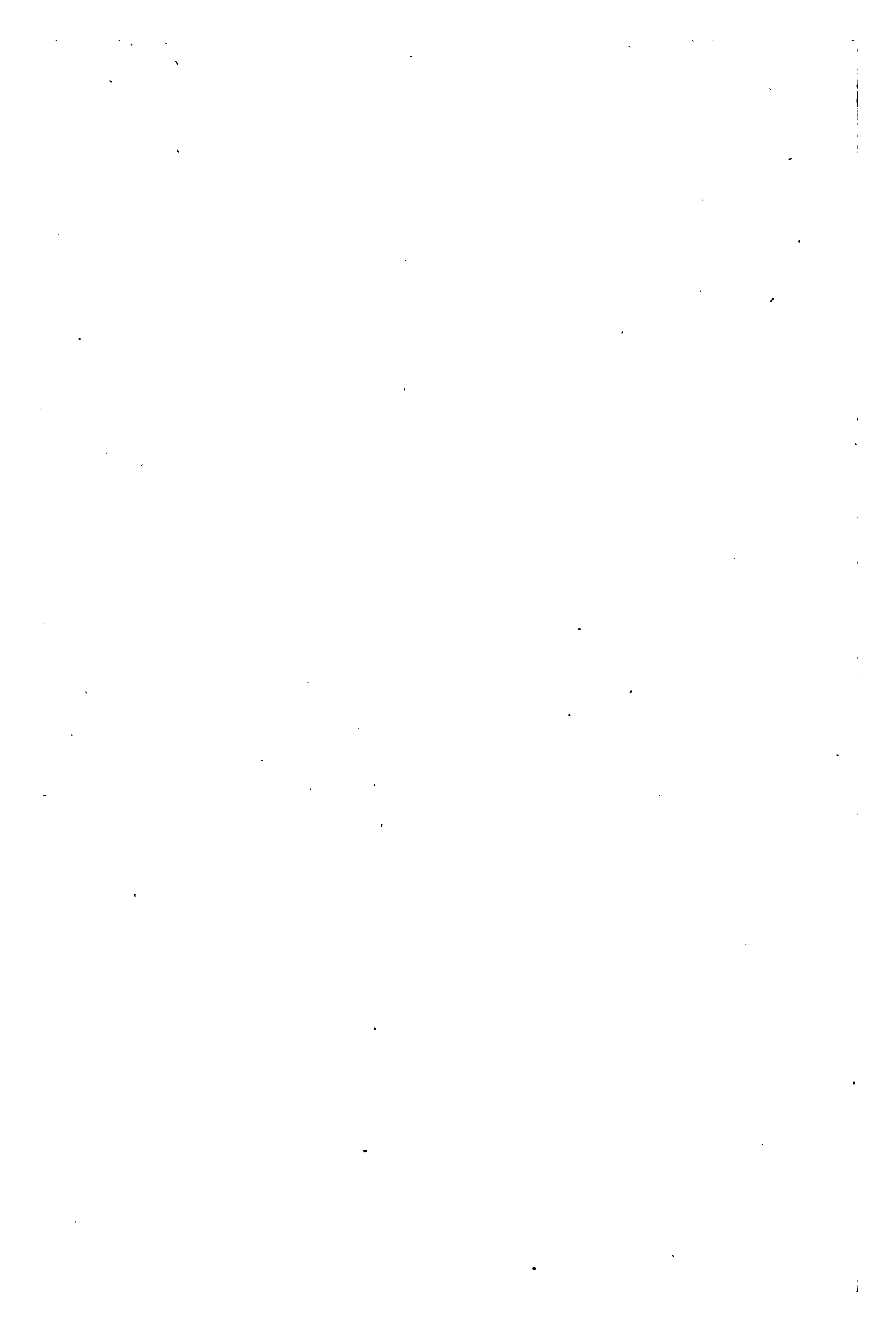
Bern.
Verlag von A. Francke
(vormals Schmid & Francke).
1903.



Meinem hochverehrten Lehrer

Herrn **Prof. Dr. Oskar F. Walzel**

als Zeichen herzlichen Dankes zugeeignet.



Dieser kleine Beitrag zur vergleichenden Literaturforschung will nicht erschöpfend darstellen, was der Titel verspricht. Er gibt nur einen raschen Überblick über ein weites Arbeitsfeld, das im einzelnen zu bebauen ich andern überlasse. Die Studie wurde angeregt durch die letzten grösseren Werke von Brandes, Prölss u. a., die gerade in dieser Frage, der Abhängigkeit von Frankreich, wesentlich auseinandergehen. Sie war von vornherein grösser angelegt und der zweite Teil, «Die Deutschen in Paris», mehr biographischen Charakters, ist hier ganz weggelassen. Der erste Teil wurde etwas gekürzt und im dritten Teil fiel besonders der Abschnitt weg, der die deutschen Urteile über und die Beeinflussung von Frankreich in politischer und sozialer Hinsicht zur Sprache bringt. Was darin von Wichtigkeit ist — besonders den St. Simonismus — hoffe ich nachträglich noch anderweitig in Druck geben zu können.

Die

Julirevolution und ihre Einwirkungen.



Am Nachmittage des 25. Juli unterzeichnete Karl X. in St. Cloud die vom Ministerium Polignac vorgelegten Ordonnanzen. Am nächsten Morgen wurden sie durch den Moniteur bekannt gegeben: Wiedereinführung der Zensur, Auflösung der Abgeordnetenkammer und Einschränkung des Wahlrechts. Die Aufregung und Bestürzung war eine gewaltige, die dieser Blitz aus heiterem Himmel entzündete, aber noch verlief der Tag ruhig, die Tragweite der Verordnungen war noch nicht ins Volksbewusstsein gedrungen. Als aber am nächsten Morgen die bedeutendsten Zeitungen ausblieben, andere flammende Proteste in die Menge warfen, griff die Bewegung mit reissender Schnelligkeit um sich. Überall erscholl der Ruf: vive la charte! Schon kam es zu blutigen Auftritten, und in den Strassen wurden Barrikaden errichtet. Die Nacht verlief ruhig, es wurde beiderseits gerüstet. Die wenigen Truppen, die man auf den Staatsstreich hin mit bewundernswertem Leichtsinn nicht einmal verstärkt hatte, sammelten sich in den Kasernen; aus dem Faubourg St. Antoine aber, dem Herde aller Revolutionen, kamen in kleinen Zügen die gefürchteten Männer des vierten Standes und zogen dem Stadthause zu. Der Morgen des 28. fand Strassen und Plätze von Tausenden angefüllt, das Stadthaus wurde erstürmt, die Trikolore aufgepflanzt und die Sturmglocke geläutet, der von allen Türmen ein wildes Echo antwortete. Auf hundert verschiedenen Punkten entbrannte der Kampf.

Auf dem Grèveplatz und dem Bastilleplatz, auf den Boulevards und bei den Tuilerien wurde mit rücksichtslosester Todesverachtung und aufopferndem Mute gekämpft, bis die Nacht hereinbrach. Aber auch diese wurde von den erschöpften Bürgern nicht zur Ruhe verwendet. In ununterbrochener Tätigkeit wurden die Strassen entpflastert und Barrikaden gebaut. Kriegskundige Männer ergriffen die Führung und ordneten die willigen Massen. Die Truppen aber suchten sich um die Tuilerien und den Louvre zusammenzuziehen. Mit dem ersten Tagesgrauen wurde der Kampf überall mit erneuter Heftigkeit aufgenommen und nach langem hartnäckigen Kämpfen und reichlichem Blutvergiessen der Louvre und die Tuilerien erstürmt und die Truppen gezwungen, durch die Champs Elysées ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Die Mehrzahl der Sieger war aus den niedrigsten Volksklassen, die Hefe der Grossstadtbevölkerung ergoss sich durch die prachtvollen Säle und Galerien, aber nirgends wurde geplündert, keine der zahlreichen Kostbarkeiten, nach denen man nur die Hand auszustrecken brauchte, wurde entwendet. Nur die Abzeichen der gestürzten Königsmacht wurden zerstört und die blutigen Sieger leisteten sich das Vergnügen, einer nach dem andern sich auf den verlassenen Thron hinzusetzen.

Der greise Lafayette stellte sich an die Spitze des Volkes, von dem er mit jubelnder Begeisterung empfangen wurde. Anwesende Deputierte konstituierten sich zu einer provisorischen Behörde, und noch am selben Tag wurde Karl X abgesetzt und der «Bürger» Louis Philipp zum König der Franzosen vorgeschlagen.

Das waren die « glorreichen drei Tage » der « grossen Woche ».

I.

Die politische Bedeutung des plötzlich auflodernden Strohfeuers ist verhältnismässig gering. Die Julirevolution bedeutet nicht viel mehr als einen Ministerwechsel. Während früher die Opposition eigentlich nur im Liberalismus bestanden hatte (dessen Führer Benjamin Constant sich allerdings «Vater der Revolution» nennen liess), er allein aber nicht die Macht hatte, irgend welche Änderungen in seinem Sinne zu erzwingen, änderte sich die Lage vollständig, als der schwache König sich immer willenloser von seinen Ministern und vom Klerus leiten liess. Die kirchliche Reaktion, das Überhandnehmen der Jesuiten trieb alle Einsichtsvollen in die Reihen der Opposition, und die unglaubliche Sorglosigkeit des Königs, die unsinnigen Julierlasse, die unvollständigen Zurüstungen und die Schwäche des Widerstandes machten der Insurrektion den Sieg leicht.

Es waren die Anhänger der Demokratie, das Volk, die Arbeiter und die Studenten gewesen, die den Sieg erfochten hatten, aber im letzten Moment entriss ihnen die Bourgeoisie den Preis des Kampfes und setzte den Bürgerkönig mit dem Regenschirm auf den Thron. So konnte die Ordnung mit überraschender Schnelligkeit wieder hergestellt werden nach innen und nach aussen; ebensoschnell aber machte sich auch das Gefühl geltend, dass das viele Blut umsonst geflossen sei, dass alles nach und nach wieder ins alte Geleise zurückkehre. Auch dieser König hielt nicht, was man sich alles von ihm versprochen hatte, nicht einmal was er selbst versprochen hatte, und nur den glücklichen Zuständen, deren sich das französische Volk trotz aller Fehler seiner Regierung während des Juli-Königtums erfreute, hat es Louis Philippe zu danken, dass er

ganze 18 Jahre sich auf dem von Anfang an wankenden Throne halten konnte. Sein Regierungsantritt gab den Leuten das Gefühl, dass nun endlich die Revolution ihren Abschluss gefunden habe.

Deutlichere Spuren hinterliess der Umschwung in der sozialen Lage, im öffentlichen Leben. Schon unter dem ersten Ministerium Karls X. nahm die soziale Umwälzung ihren Anfang, und hier war es vor allem der Gedanke der Sozialdemokratie, der zu keimen begann. Vorerst allerdings vorwiegend theoretisch in mannigfachen Utopien, praktisch nur in der Forderung der Republik, wie sie vom damaligen Liberalismus vertreten wurde. Die Revolution hatte allerdings diese Träume nicht erfüllt, aber damit waren die Hoffnungen der Demokraten nur aufgeschoben, und unablässig wurde mit Wort und Schrift an ihrem Gedanken weitergearbeitet, um so eifriger, da die grössere Freiheit unter der Juliregierung den Agitatoren weiteren Spielraum gewährte. Einen ungeahnten Aufschwung nahm aber das ganze politische Leben. Mit Politik hatten sich früher nur Einzelne beschäftigt, nun wurde sie zum Allgemein-Recht und -Gut. Das zeigt sich in der ganzen Literatur, vor allem in der Tagesliteratur. Unglaublich ist es, wie üppig in den 30er Jahren die Tagespresse und der Journalismus aufschossen. Welcher Unterschied, wenn man die Zahl und die Bedeutung der Journale vor und nach 30 überblickt! Und dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in der öffentlichen Debatte. Die Juliregierung zeitigte oratorische Talente, politische Redner und Agitatoren, wie man sie nicht mehr gesehen hatte seit der Zeit Mirabeaus und des Konvents. Die Kammerdebatten erhielten die Bedeutung des Theaters, und mit Ungeduld wurden die Blätter erwartet, die jede Rede dem allgemeinen Urteil unterbreiteten. Dies wiederum wirkte zurück. Der Redner wusste,

dass er vor der ganzen gebildeten Welt zu sprechen habe und setzte seinen Stolz darein, ein Kunstwerk zu schaffen. Für manchen Dichter und Schriftsteller wurde dies eine unwiderstehliche Versuchung, und Lamartine ist nicht der einzige, der seinen ganzen Dichterruhm für eine politische Bedeutung dahingab.

Obwohl die Revolution nur eine kurze Unterbrechung im öffentlichen Leben bewirkt hatte, so hinterliess sie doch ihre deutlichen Nachwirkungen auch in der Literatur. Vor allem natürlich entstand eine Flut von Schriften, die eine geschichtliche Darstellung der blutigen Tage geben sollten; jeder fühlte das Bedürfnis, den andern mitzuteilen, was er gesehen und geleistet hatte, und in kurzer Zeit schwollen diese Darstellungen und Denkwürdigkeiten zu einer riesigen Literatur an. Man findet aber auch ihren Niederschlag in der schönen Literatur, und selbst in der Entwicklung der Geistesgeschichte und der einzelnen Schriftsteller macht sie sich bemerkbar.

«Die Revolution ist nicht allein vor der Tür, wie uns täglich die «Quotidienne» und «Gazette» glauben machen wollen, sondern sie ist schon ausgebrochen und auch glücklich, trotz einigen Unzufriedenen, vorübergegangen; d. h. nämlich die grosse dramatische Revolution im théâtre français. Das ist die grosse Revolution, wovon sich die Ultramontanisten und Aristokraten nichts träumen lassen, oder besser, nichts wissen wollen, die Revolution des wissenschaftlichen und literarischen Geistes in der französischen Nation . . .» so schrieb Ende des Jahres 1828 ein Korrespondent aus Paris an ein deutsches Blatt.[1]

Mit dieser Vor-Revolution meint er den Kampf, der während der 20er Jahre tobte zwischen Klassi-

[1] Blätter für literarische Unterhaltung 17. November 1828.

kern und Romantikern. Es war ursprünglich ein rein literarischer Streit und erst als das drohende Gewölk des Juli am Horizonte aufstieg, trat auch das politische Moment in den Vordergrund. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, die das damalige Geistesleben Frankreichs uns bietet.

Auf der einen Seite ein jugendliches Geschlecht, das in kühnem Ansturm die altgeheiligten Fesseln der klassischen Regeln niederwarf, Freiheit und Individualismus verkündete; im feindlichen Lager ein zähes Festhalten am althergebrachten und ein schonungsloses Verdammen und Verfolgen der kecken Neuerer. Im politischen Streben aber schienen sie die Rollen gerade ausgetauscht zu haben: statt dass die politisch revolutionäre, später sogenannte liberale Partei freudig das Panner der literarischen Revolution ergriffen hätte, trat sie ihm aufs feindseligste gegenüber und die liberalen Organe konnten ihre Worte nicht scharf genug zuspitzen, um die künstlerischen Neuerungen zu vernichten. Wie soll man sich das erklären? Wir brauchen nur dem Ursprung des Romantismus näher nachzuforschen, so bietet sich die Lösung dieses Rätsels von selbst. Es war das Wiederaufwachen des nationalen Gefühls, das neu erweckte Interesse an historischen Studien, aus denen die junge Literatur die erste Nahrung sog. Das Mittelalter wurde in den Vordergrund gedrängt, die vorklassische Literatur des XVI. Jahrhunderts, in der noch so frisch und lebendig das nationale Gefühl, das dem französischen Volke eigene Empfinden zum Ausdruck kam, während in der sogenannten klassischen Zeit der Geist sich in fremde, antike und heidnische Formen zwängen lassen musste. Mit diesem Zurückgreifen auf das Mittelalter zeigte sich auch die analoge Erscheinung, die wir in der deutschen Romantik finden, man nahm mit der Begeisterung für

die Zeit auch ihre Aeusserlichkeiten mit herüber, das katholische Christentum, das Ritterwesen und die Treue gegen das Königshaus, Elemente, die dem damaligen Liberalismus, der aus dem Rationalismus, der Revolution und seit dem Tode Napoleons auch aus dem Kaisertum sich rekrutirte, fremd waren, ja denen er sogar feindlich gegenübertreten musste. Wir können uns aber leicht überzeugen, dass dieser ganze erbitterte Kampf, sobald er auch auf politischen Boden übertragen wurde, zu einem lächerlichen Turnier um leere Begriffe wurde. In Wirklichkeit verfochten die beiden Kampfhähne dieselben liberalen Ansichten, die Romantiker waren nur etwas gemässigter. Was die Romantiker untereinander verband, war einzig das künstlerische Prinzip. Die politische Ansicht spielte dabei ursprünglich gar keine Rolle. In den letzten Jahren der Regierung Karls X. aber änderte sich dies. Die jüngere Generation bekannte sich freudig zum Romantismus. Der «Globe», das junge treffliche Organ der Jugend, vertrat offen und kräftig die romantische Literatur, die nun klar ihren Königstreuen aber liberalen Standpunkt verfocht.[1] So trat dieser neue Liberalismus in Gegensatz, einerseits zu dem ältern, der immer entschiedener in eine demokratische Strömung einlenkte, andrerseits aber auch zu dem herrschenden antiliberalen Regierungssystem, das sich mit beängstigender Konsequenz dem widrigsten theokra-

---

[1] «Les classiques, prétendant qu'indépendance littéraire et révolution étaient synonymes, avaient crié à l'anarchie. M. Vitet leur répond qu'il y a un milieu entre le despotisme et la souveraineté directe du peuple et que le romantisme réclame non pas l'anarchie, mais bien un *gouvernement représentatif*, source de toutes lumières et de toute vérité. Mobile comme la société, stable comme la raison, sauvegarde également sûr de l'ordre et de la liberté, pourvu toutefois qu'il soit éxécuté loyalement. Eh bien! c'est précisement pour l'établir, ce gouvernement, que nous réclamons l'indépendance» .....» (Ziesing «Globe», article de Vitet. p. 73)

tischen Despotismus in die Arme warf und so auch die gemässigteren und die unabhängigeren Elemente dem Liberalismus entgegentrieb.[1]

So standen die Dinge, als der unerwartete Sturm plötzlich losbrach. Die Romantiker konnten sich als die Sieger betrachten, beide feindlichen Parteien, die absolutistische wie die demokratische hatten sie aus dem Felde geschlagen, die eine verjagt, die andere durch die schnelle Wiederwahl Louis Philipps vorläufig in den Hintergrund gedrängt. Der Erfolg hatte sie gegen ihre Erwartung zu Siegern gemacht, liess sie als die Gründer und Verfechter der Freiheit erscheinen und schweisste sie zu einer geschlossenen politischen Partei zusammen (ganz wie es später äussere Ereignisse beim jungen Deutschland bewirkten) und wurde so für die Sieger verhängnisvoll. Es ist ja eigentümlich, wie dieses Geschlecht, das unter dem Druck der Restauration und Reaktion so unendlich viel versprochen hatte, nach dem Siege so unverhältnismässig wenig hielt. Daran aber ist gerade der politische Erfolg schuld. Die Julirevolution trieb so manchen, der früher nur künstlerisch sich betätigt hatte, weiter auf der Bahn der Politik, ein furchtbarer Parteigeist und schrankenlose Selbstsucht griffen unter ihnen um sich.[2]

Hand in Hand mit dem politischen Sieg war auch der künstlerische gegangen. Nicht nur auf dem Theater dokumentierte die ein Jahr zuvor verbotene Aufführung von «Marion Delorme» den Umschwung. Mit Auber und Rossini brach auch in der Musik sich der Romantismus Bahn und die glänzende Gemälde-

[1] Mit dem grössten Verständnis hat von allen deutschen Zeitgenossen wohl Theodor Mundt in seiner «Madelon» diesen literarischen Kampf darzustellen gewusst.

[2] Hildebrand, Die belletristische Bewegung unter dem Julikönigtum. Dt. Rdschau. 1878. XVI. S. 75.

ausstellung von 1831 verhalf ihm auch in der bildenden Kunst zu einem andauernden Triumph.

Kurz nur hatte der zündende Blitz aufgeleuchtet, um so grösser war der Enthusiasmus, den er in allen Herzen wach rief. Noch lebte man in den Erinnerungen an die grossen Zeiten der ersten Revolution und des Kaiserreiches, und unwillig fügte sich das noch stürmisch rollende Blut in die matte, tat- und ereignislose Zeit der 20er Jahre, da ertönte plötzlich wieder die Marseillaise, das alte dreifarbige Panner, das über ganz Europa geflattert hatte, wehte durch die Strassen und rief die alte Begeisterung wach:

. . . . Soudain Paris en foule
S'arme et répond: Victoire aux trois couleurs![1]

Der romantische Liberalismus, die Demokraten und die Anhänger des alten Kaisergedankens stimmten jubelnd ein in die Erhebung des Volkes.

Quoi! d'une charte on nous a fait l'aumône,
Et sous le joug vous voulez nous courber!
Nous savons tous comment s'écroule un trône.
Dieu juste! encore un roi qui veut tomber.

Und in der ersten Aufwallung der Begeisterung «en présence de l'ennemi quand le canon ébranlait nos murailles, et le tocsin nos clochers» sandte Delavigne seine neue Marseillaise in die kämpfende Menge: »La Parisienne».

Peuple français, peuple de braves,
La liberté rouvre ses bras;
On nous disait: soyez esclaves!
Nous avons dit: soyons soldats!
Soudain Paris dans sa mémoire
A retrouvé son cri de gloire:
En avant, marchons
Contre leurs canons!
A travers le fer, le feu des bataillons
Courons

[1] Béranger: Les tombeaux de Juillet.

A la victoire! . . .
Ces trois couleurs sont revenues,
Et la colonne avec fierté
Fait briller à travers les nues
L'arc-en-ciel de la liberté . . . .

»A la jeune France» widmete Victor Hugo am 10. August seine Hymne, 248 Verse lang:

. . . . l'Angleterre jalouse et la Grèce homérique,
Toute l'Europe admire, et la jeune Amérique
Se lève et bat des mains du bord des océans.
Trois jours vous ont suffi pour briser vos entraves.
Vous êtes les aînés d'une race de braves,
Vous êtes les fils des géants! (Chants du crépuscule).[1]

---

1 Victor Hugo ist nicht der einzige, bei dem man sich wundert, ihn in diese Begeisterung einstimmen zu sehen. Man muss hier fest im Auge behalten, dass die Romantik im Grunde eine liberale Strömung ist, und das scheinbar Reaktionäre nur einem künstlerischen Prinzip entspringt, um nicht eine äusserst unvorteilhafte Idee von Hugos Charakter zu erhalten, wie sie uns Edouard Biré (in seinem Buche: Victor Hugo après 1830) durch eine perfide Zusammenstellung von Aktenstücken aufzuzwingen sucht. «Mon dévouement au Roi est, en effet, sincère et profond . . . Quoi qu'il advienne . . . rien d'hostile ne peut venir de moi. Le Roi ne doit attendre de Victor Hugo que des preuves de fidélité, de loyauté et de dévouement» schreibt der Dichter am 14. August 1829 an M. de Bourdonnaye mit dem ausdrücklichen Wunsche, diesen Brief doch dem Könige zu unterbreiten. Bis zum Umschlag ist er der Dichter der Restauration, er schreibt Hymnen auf den Tod des Herzogs von Berry, den Tod Ludwigs XVIII., er besingt die Geburt des Herzogs von Bordeaux und die Krönung Karls X., und im August 1830 folgt seine Hymne «à la jeune France».

Einen ähnlichen Umschwung zeigt auch das Leben Lamartines. Noch 1830 ist er einer der heftigsten Reaktionäre, ein treuer Anhänger Karls X, nach dessen Sturz er auch gleich seine Demission einreicht (er bekleidete einen Posten an der Gesandtschaft in Florenz), zudem auch persönlicher Gegner Louis Philipps. Aber er weiss sich mit der neuen Herrschaft auszusöhnen. Die Julirevolution machte ihn erwachen aus seinem Schwelgen in der Vergangenheit, er sieht nun das goldene Zeitalter *vor* sich, nicht mehr hinter sich. Er wirft sich auf die Politik, und schon 1831 zeigt er in seinem Schriftchen «sur la politique rationelle» den künftigen Demokraten von 1848.

Auch für Lamennais, um nur noch ein Beispiel zu geben, wurde die Julirevolution von grosser Bedeutung. Vor dieser, während der Restauration, der begeistertste Verteidiger des Katholizismus, wird er nachher zu dessen gefährlichstem Gegner, indem er die absolutistische Form der Hierarchie angreift.

Barthélemy und Méry sangen den Parisern die Geschichte der glorreichen Tage in ihrem Poem «L'insurrection», und ihnen folgte bald die Menge derer, die das grosse Ereignis für ihre Zwecke auszubeuten suchten. In Gedichten, Romanen und Dramen wurde der fruchtbare Stoff verarbeitet und der Patriotismus angerufen, um der poetischen Unfähigkeit Gehör zu sichern. Delavigne dehnte seine Improvisation zu einer endlosen Messénienne aus, «Une semaine de Paris»:

> Debout, mânes sacrés de mes concitoyens!
> Venez! inspirez-les, ces vers où je vous chante . . .

ruft er sich zu, um sich in die damalige Stimmung zu versetzen. In Wort und Bild wurden die gefallenen Opfer, die unbekannten Helden aus dem niedrigen Volke als Heroën verherrlicht:

> Des fleurs, enfants, vous dont les mains sont pures,
> Enfants, des fleurs, des palmes, des flambeaux!
> De nos Trois-jours ornez les sépultures.
> Comme les rois, le peuple a ses tombeaux. (Béranger l. cit.)

Und kein geringeres Grab wurde ihnen zugesprochen als das Panthéon, dem seine alte Inschrift «aux grands hommes la patrie reconnaissante» wiedergegeben wurde.

> Partout luira l'égalité féconde.
> Les vieilles lois errent sur des débris.
> Le monde ancien finit; d'un nouveau monde
> La France est reine, et son Louvre est Paris.
> (Béranger l. cit.)

Bald aber legte sich die Begeisterung wieder. Das nüchterne Regiment der Bourgeoisie und der Geldmenschen befriedigte nur die materiellen Bedürfnisse, die Banquiers und Kaufleute. Das neue Staatsideal, das Juste-milieu, konnte dem lebhaften und phantasievollen Franzosen nicht lange genügen. Und in kürzester Zeit wusste sich der Bürger-König alle seine früheren Anhänger zu Feinden zu machen.

Oui, chanson, Muse, ma fille,
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici
Chanson, reprends ta couronne.
— Messieurs, grand merci!

Mit diesen Worten sprach Béranger wohl nicht nur sein eigenes Gefühl aus, wie immer fand der biedere Volkssänger auch hier den Ausdruck für die Stimmung, die die Bessern der Nation erfüllte.

II.

> Dichte! Unsre Zeit wimmelt von Stoffen zur Lyra, zum Epos. Male die grosse Gœttin, die in der französischen grossen Woche wieder aus dem Schatten der Purpurmäntel hervorgetreten, beschreibe, wie sie mit geflügelter Sohle durch Deutschland geeilt ist, und an der Weichsel stillgestanden, und schmetternd in die Trompete gestossen hat... dichte, dichte! es wird willkommen sein!...
> (Laube, Das neue Jahrh. II., polit. Briefe, p. 83.)

Wie eine zündende Mine durchzuckte die Nachricht von der Julirevolution ganz Europa. Überall kam der während der trübseligen Jahre der Reaktion angesammelte Groll zum Ausbruch. Es war, als hätten alle die unzufriedenen Elemente seit langem nach der tatkräftig zugreifenden, ewig gärenden Bevölkerung von Paris ausgeschaut, nach dem ersten Höhenfeuer, das den »Völkerfrühling« verkündigen sollte.

«Und wie wenn die Morgensonne flammend vom Gebirg sich hebt,
Und im Tale jedes Wesen, froh dem Lebensstrahl erbebt:
Also strahlt der Freiheit Sonne, hoch vom Thron auf Land und Meer,
Und ihr jauchzet Gruss der *Britte*, von den freien Inseln her.
Freudig schaut sie der *Germane*, denkt an Hermann Teutoburg,
Durch *Hispaniens* Kerkergitter zuckt ein Hoffnungsstrahl hindurch.

Brüllend hat sich *Belgiens* Löwe von dem Lager aufgerafft,
Schüttelt grimmig seine Mähne, prüft des Schweifs, der Krallen Kraft.
Selbst der *Adler* schwingt die Flügel zu der Freiheit Morgengruss,
Scham und Hoffnung färbt die Wangen röter an dem *Tiberfluss.*
Alle Nationen jauchzen, blicken dann auf sich zurück
Hoffend, dass die Freiheit endlich lenken wird der Welt Geschick.» [1]

Belgien und Polen führten blutige, ernste Nachspiele zu dem Pariser Drama auf; friedlicher verlief die Erschütterung in der Schweiz. Auch in Italien und England reizte der glückliche Erfolg zur Nachahmung. Und selbst in Deutschland ging einzelnen Staaten die so unendlich lange Geduld aus. Bald tragischer, wie in Hannover, bald komödienhaft wie in Braunschweig, wiederholten sich die Julitage. Überall aber wurde der Liberalismus, der bisher nur in Einzelnen und schüchtern und versteckt sich zu äussern gewagt hatte, geweckt und zu einer einheitlichen Partei verdichtet, deren Ideal der französische Liberalismus war. [2]

Es war ein kurzer Aufschwung, der schon zwei Jahre darauf mit dem Hambacherfeste und seinen Folgen wieder in sich zusammenbrach.

---

[1] Stimmen aus Frankreich von Jeremias Meyer. Mühlhausen 1831.

[2] «Die Julirevolution hatte in Deutschland eine Meinungsrevolution zu Wege gebracht. Es bildeten sich seitdem zwei Gegensätze in einer unter den Deutschen noch nicht gekannten Weise zu förmlichen Parteirichtungen aus, die auch das Privatleben heftig berührten und in die Literatur ganz neue Zündstoffe schleuderten. Diese eine Nachgeburt der Julirevolution war der *Liberalismus* ..... Durch diese Hingabe an die fremden Nationalitäten unterschied sich dieser Juli-Liberalismus wesentlich von dem Deutschtums-Demagogismus, mit dem er sonst dieselbe idealische und phantastische Stellung zur Wirklichkeit gemein hatte ..... die andere Nachgeburt war der Reaktionarismus, der bei den Umtrieben der Liberalen seine Rechnung fand, und durch das, was sie schlecht machten, seiner eigenen schlechten Sache, welches die Sache des Altbestehenden und Längstverfallenen war, einen rechtlichen Anstrich gab. Es waren die Jahre 1832 und 1833, welche über das Schicksal dieser Gegensätze der Zeit entschieden und einen Sieg der Reaktion in Deutschland begründeten, welcher auf lange Zeit alle Lebensrichtungen gelähmt und abgedämpft hat.» (Mundt im Freihafen 1840, p. 197.)

Die Folgen dieser Erschütterung waren aber ähnliche, wie wir sie auch in Frankreich beobachten können. Es ergab sich ein mächtiges Aufflammen politischen Lebens, für das die berühmten französischen Kammerdebatten ein erstrebenswertes Vorbild boten. Natürlich waren schon viele Voraussetzungen da, aber « mit der Julirevolution gerieten nicht nur alle diese Vorbereitungen in Sturm, sondern es wurde auch eine Menge neuer Elemente lebendig, dergestalt, dass an die 5 Jahre alle Literatur mit politischer Wendung sich beteiligte..... Praktischer Staatszweck war alles, der literarische Ausdruck nur Hilfsmittel hierfür, an sich und in anderer Beziehung gleichgültig.... Durchaus vorherrschend in aller Literatur bis zum Jahre 1835 war aber der abstrakte Liberalismus, alle Journalistik war davon erfüllt, der kurze, abbrechende Stil, die beliebige, bloss geistreiche Mischung der Stoffe ging journalistischen Tones in alle Schrift über. »[1] Damit wird auch das, ähnlich wie in Frankreich, merkbare Eindringen der Politik in die Literatur angedeutet, das bis zur nächsten Revolution wirklich einen grossen Teil der literarischen Produkte verdirbt. Dies wird in Deutschland noch fühlbarer, da infolge des andauernden, ja noch verstärkten Druckes, der auf dem öffentlichen Leben lag, die politischen Fragen und sozialen Anregungen nicht wie in Frankreich sich in einer freien Presse aussprechen, sondern nur im Gewande der schönen Literatur eingeschmuggelt werden konnten. So kommt in dieser Zeit in die Dramen, Erzählungen und Gedichte, was in den Zeitungen seinen Platz finden sollte. Daher auch umgekehrt diese traurige Leere, die uns aus den deutschen Zeitungen entgegengähnt, wenn man sie mit den französischen und englischen vergleicht. « Es

---

[1] Laube, Geschichte der deutschen Literatur IV, p. 87, ff.

gibt deutsche Blätter, die nie von dem vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mitteilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verstorbenen Königin von England uns monatelang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es gibt deutsche Blätter, die vierzehn hintereinander folgende Tage von einer toten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt, und wieviel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden: aber von den leuchtenden grossen Gedanken, die durch die französische Deputiertenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es gibt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eigenen Vaterlande niemals wahrnehmen.» [1] «Man kann den ganzen Tag über den Zeitungen sitzen, man ist am Abend so dumm, als man am frühen Morgen war. Welche Leere, oder welche schwulstige Fülle.... die armen Zeitungsschreiber!» [2] Börne hat Recht mit diesen Spöttereien, aber wie sollten die Deutschen es in der Journalistik den Franzosen gleichtun, wenn ihnen die freie Aussprache von der Zensurbehörde stets unmöglich gemacht wurde?

«Und Satan flüsterte: «Nichts wird geboren,
Es trage denn des Todes Spur,
Vom Sonnenlicht hat sich zu euch verloren
Ein morgenroter Streifen nur.
Wie sich die neue Freiheit auch verwerte,
Sie bleibt bedroht von dem Damoklesschwerte
Am Pferdehaare der Censur!» [3]

---

[1] Börne, Fragmente und Aphorismen ges. W. IV, p. 152.

[2] Börne, l. cit. p. 204.

[3] Gutzkow in einem Gedichte «Der Fluch» von 1832, das die Erfindung der Buchdruckerkunst zum Gegenstand hat.

Und doch war der aufblühende französische Journalismus eines der verlockendsten Vorbilder für die jungen Geister. Sie gaben sich seinem Studium mit Begeisterung hin, suchten sich seine Eigentümlichkeiten anzueignen und so kann es uns nicht wundern, dass sie ihn in ihren Büchern verwerteten. Dies gibt der literarischen Produktion jener Zeit ihr neues und nicht gerade nachahmenswertes Gepräge.

Wollen wir nun den Spuren nachgehen, die die Julirevolution in der deutschen Literatur zurückliess, so werden wir daher weniger der Tagespresse[1] als den literarischen Erzeugnissen unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Doch überschauen wir erst noch, welchen Eindruck die Nachricht von den Ereignissen auf einige der bedeutenderen Vertreter damaliger Literatur machte. Bekannt ist aus den Gesprächen mit Eckermann, wie Gœthe der wissenschaftlichen Revolution in der Akademie, dem Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire, eine grössere Bedeutung zuschrieb, als der gleichzeitigen staatlichen Umwälzung. Diese politische Indifferenz Gœthes ist von seinen Feinden genug ausgebeutet worden. Wir begreifen, dass sein Verhalten die Zeitgenossen befremden musste, und doch möchten wir ihm heute Recht geben.

Anders stellte sich die Jugend zu dem plötzlichen Ausbruch des lange gefürchteten Vulkans.

«Als im vorigen Sommer die Juli-Ordonnanzen kamen, welche die ganze Welt aus ihren Fugen rissen, rief ich vergnügt aus: *Und Gott sprach: es werde Licht!* Wollen Sie das als Facsimile gebrauchen?

[1] Wurde doch gar infolge der Julitage durch königl. preussische Kabinetsordre die Anregung gemacht, überhaupt jede Mitteilung revolutionärer Ereignisse in der Presse zu untersagen. Vergl. Geiger, Das junge Deutschland u. d. preuss. Censur, p. 9.

Dann könnten Sie mir den *Moniteur 26. Juillet 1830* in die Hand geben».[1] So schrieb Börne am 8. September 1831 aus Baden-Baden an seinen Freund, den Maler Oppenheim, der gerade daran war, mit seinem Pinsel Börnes Züge festzuhalten,[2] und er spricht damit aus, welche Bedeutung er selbst diesem Ereignisse beimass. Der idyllische Aufenthalt im Bade Soden bei Höchst, den er in seinem Tagebuch beschreibt, wurde durch die Nachricht der Revolution plötzlich unterbrochen. Statt wie bisher in dem kleinen Frauenbade in behaglicher Ruhe die Tage hinzuleben, wurde er nun von einer fieberhaften Ungeduld befallen. Auf eine reizende Weise hat er im Anfang seines Tagebuches uns das Leben an einem deutschen Duodezhühnerhofe geschildert; jetzt treibt es ihn auf die Landstrasse, dem Postboten entgegen, der ihm die Nachrichten aus der Welt der Taten nicht schnell genug bringen will. Seine Aufregung lässt ihm keine Ruhe, und früher als beabsichtigt kehrt er nach Frankfurt zurück, wo ihn seine Freunde kaum wieder erkennen. Der schweigsame, in sich gekehrte Mann schien um Jahre verjüngt «und setzte alles durch das elektrische Feuer, das er aussprühte, in Erstaunen.» Auch hier aber hielt es ihn nicht, er wollte den Ereignissen noch näher sein, er eilte nach Paris selbst, das ihm alle Ideale erfüllt zu bieten versprach. «Die erste französische Kokarde sah ich an dem Hute eines Bauers . . . Mich entzückte der Anblick. Es erschien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündflut unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten

---

[1] Gutzkow, Börnes Leben Ges. Werke XII p. 359.

[2] Ein Bild Börnes (vgl. Klaars Ausgabe) zeigt ihn wirklich mit einem Zeitungsblatt in der Hand. Ein anderes scheint nur Kopie des ersten Portraits, doch ist das Zeitungsblatt ersetzt durch Lamennais' «Paroles d'un croyant».

Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte, — ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Übelbefinden, und nur Tränen konnten meine gepresste Brust erleichtern. Es war ein unentschiedenes Gemisch von Liebe und Hass, von Freude und Trauer, von Hoffnung und Furcht.» (Br. a. Paris N. 2.)

Auch Heine wurde mitten aus einem Idyll aufgeschreckt. In Helgoland waren ihm einige Wochen beschaulicher Ruhe gegönnt. Er hat sich eifrigen Studien über die französische Revolution hingegeben. Nun auf der stillen Felseninsel nimmt er wieder die Bibel zur Hand und sitzt am Abend am Meeresstrand, geheime Zwiegespräche mit den Wellen haltend. «Ich will die Politik und die Philosophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunst hingeben . . .» Da kam »das dicke Zeitungspaket mit den warmen, glühend heissen Neuigkeiten vom festen Lande . . .» «Es ist alles noch wie ein Traum . . . Ich fürchte fast, es sei nicht wahr, denn es ist gedruckt. Ich will selbst nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen . . . Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Ich bin wie berauscht . . . Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiss jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muss . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Segen ausgesprochen . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme! . . . In Paris, lieben Freunde, hat der Hahn gekräht; das ist alles, was ich weiss . . .»

Und Heine wusste damit alles — leider! denn so schön wie es seine dichterische Phantasie ausmalte, wurde es in Wirklichkeit nicht. Der Ausbruch der Julirevolution aber hat Heine ganz der Politik in die

Arme geworfen. Als Abschiedsgruss aus dem «Rosengarten» der Poesie, schenkte er uns noch den «Neuen Frühling», um dann mit der Vorrede zu «Kahldorf» die Reihe seiner politischen und sozialen Schriften zu eröffnen. «Die Julirevolution hat unsere Zeit gleichsam in zwei Hälften auseinander gesprengt». Das Wort gilt auch für den Dichter Heine selbst. Sie lässt ihn zum Mann reifen. Was früher nur jugendlicher Übermut und witziger Einfall war, wird nun männlicher Ernst und blutige Satire. Und wenn wir später manchmal den Dichter der Harzreise wieder zu finden glauben, so liegt hinter der alten Manier ein tiefer Ernst verborgen.

Ebenso bedeutungsvoll war das an sich ja geringfügige Ereignis für die Entwicklung von Gutzkow und Laube, wenn auch die beiden nicht wie Börne und Heine ihre Begeisterung gleich in Tat umsetzten. Sie waren noch jünger, die Revolution überraschte sie noch auf der Universität, nicht wie ihre beiden Vorbilder in freier literarischer Tätigkeit. Laube und besonders Gutzkow, wurden in Anspruch genommen von theologischen und philosophischen Studien, und beide hat der Ausbruch der Revolution aus ihrer pfarrherrlichen Laufbahn hinausgeworfen in das wilde Getriebe der politischen Tagesereignisse. Wir dürfen sie als mehr denn zwei einzelne Individuen in Betracht ziehen, sie sind zugleich Typen für die Strömung, die in der damaligen akademischen Jugend Platz griff. «Es ist nicht ohne Interesse, die Übergänge zu zeichnen, welche in dem akademischen Leben der deutschen Jugend durch die Julirevolution gezeitigt wurden. Aus einem allgemeinen und von leeren Überlieferungen befruchteten Idealismus wurden die jugendlichen Gemüter plötzlich auf ein bewegtes Feld unmittelbarer Tagesaufregungen versetzt . . . Es musste

sich dem bisherigen allgemeinen träumerischen Tasten ins Blaue hinein eine von den Tagesumständen bedingte Präzision und Sicherheit mitteilen, die den ganzen Ideenkreis, der der deutschen Jugendbildung vor 1830 zu Grunde lag, erweiterte und ihm zu Radien und Durchmessern neue Begriffe und dem französischen und englischen Staatsleben entnommene Vorstellungen gab. Das Mittelalter mit seinen buntfarbigen Lichtern verlor sich immer mehr in ferne Dämmerung. Selbst die den Franzosen abgewandte altdeutsche Richtung liess in ihrem Hasse nach. Die weissen Hemdkragen wurden in die Höhe gerichtet und mit einem schwarzen Halstuche umwunden ... Die gleichmässige Idee von politischer Freiheit hüben und drüben liess die Völker eher zu Bundesgenossen als zu Feinden werden ...» So schildert Gutzkow diese Umwälzung einige Jahre später in seinem Rückblick auf die jüngste Vergangenheit.[1] Aus seiner eigenen Schilderung erfahren wir auch, wie in sein persönliches Leben die Revolution eingriff.[2] Durch Saint Marc Girardin, den Mitarbeiter vom Journal des Débats konnte er einen ausgezeichneten Einblick in die gärenden Zustände der französischen Politik erhalten. Wenn Gutzkow den französischen Gelehrten und Staatsmann in die Geheimnisse der deutschen Sprache einzuweihen suchte, lenkte das Gespräch stets von den Dramen Kotzebues ab und auf die Politik. Hier glaubte Gutzkow den deutschen Burschenschaften eine viel grössere Bedeutung für die Entwicklung der Geschichte beimessen zu müssen, als der Deputiertenkammer in Paris. Wie kindlich diese Anschauung war, sollte er bald erfahren.

---

[1] Vergangenheit und Gegenwart 1830—1838, im Jahrbuch der Litt. 1839.

[2] Ebenda p. 1 ff., im «Kastanienwäldchen»; s. auch Brandes, das junge Dtschld. p. 20—21.

Während der feierlichen Rede des Rektors der Berliner Universität zur Feier des königlichen Geburtstages flüsterte die aufgeregte Jugend sich die neuesten Nachrichten von den Julikämpfen zu. Kaum hörte Gutzkow, dass sein Name unter den Preisgekrönten ausgerufen wurde, und, nach Hause zurückgekehrt, griff er statt zu seinen theologischen und philosophischen Büchern zu den Zeitungen; aus einem wissenschaftlich-spekulativen Grübler wurde ein Tagesschriftsteller, ein politischer Agitator.

Einen ähnlichen Umschlag können wir bei Laube aus seinen Erinnerungen herauslesen. Er kam nicht so unvermittelt. Laube war auch Kandidatus Theologiae, aber er war nicht ein verschlossener Grübler wie Gutzkow, er schwamm als eifriger Burschenschafter in den freiheitlichen Strömungen. Mehr als seine theologischen Studien beschäftigten ihn schriftstellerische Pläne und Arbeiten; er war nicht nur Leser, auch Mitarbeiter kleiner schlesischer Zeitungen. Er hatte nicht wie Gutzkow eine Preismedaille für eifrige Studien zu gewärtigen, der Anfang des Jahres fand ihn vielmehr in sehr niedergeschlagener Stimmung. Das Schreckgespenst des unumgänglichen Kandidatenexamens kam in drohende Nähe und trieb ihn in die Einsamkeit zu ernstlicher Vorbereitung. «Die Weltgeschichte kam diesem Entschlusse zu Hilfe. Ich hatte beide Zeitungen, die Schlesische und die Breslauer, täglich des Morgens gratis auf meinem Zimmer, und ich las sie jeden Morgen ... So hatte ich denn auch alles gelesen, was in Paris vorging... Alles aber war nur bei mir durchmarschiert, nichts hatte sich niedergelassen. Da kam die Julirevolution selbst. Da kamen Tatsachen, Donnerschlag auf Donnerschlag, das wurde dramatisch, das weckte meine Aufmerksamkeit; nun fielen mir die vorhergehenden Motive ein, nun ent-

stand ein Zusammenhang, nun erwachte mein Anteil, nun las ich plötzlich meine Zeitungen mit voller Aufmerksamkeit, und nun verstand ich auch die Anwendungen auf unsere vaterländischen Zustände. Zur Schriftstellerei reizte mich dieses übrigens nicht, es brachte mir nur neuen Inhalt, der sich langsam in mir aufbaute... Das alles wollte verarbeitet sein und drängte mich vielmehr zu geschichtlichen Studien, als zu irgendwelchen Äusserungen. Ich glaube, dies war der letzte Druck, welcher mich geradezu von der früheren Schriftstellerei hinwegtrieb, welcher mich aus der Stadt trieb und in die Einsamkeit drängte.»

Dieser Schilderung nach scheint der Eindruck der Ereignisse bei Laube ein ganz anderer gewesen zu sein als bei Gutzkow.[1] Aber doch liegt im Grunde

---

[1] Ich glaube aber berechtigt zu sein, diese Darstellung, die so nüchtern und sachlich sein Verhalten zu den Ereignissen schildert zu ergänzen, durch die andere, die er in seine auch zeitlich näher liegenden literarischen Produkte verflicht. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir im «Jungen Europa» die Worte Valers für den Autor selbst in Anspruch nehmen: «Sattle dein Ross und fliege her, wir machen Freiheit hier.... O grosser Gott, seit Jahren dank ich dir heut zum ersten male für deine Welt, ja sie ist schön; der alte Unflath wird unter die Füsse getreten, die Menschenrechte schreien durch die Gassen, und alle Welt hört sie; das Herrschen und Beherrschtwerden hört auf...» schreibt Constantin unter dem Eindruck des ersten Kampfes. Und ihm antwortet der in Deutschland zurückgebliebene Valer: «Ich habe sie gelesen, jene Worte, Freund, «sie haben den König verjagt, weil er die Charte gebrochen», ich habe sie gehört und mein zitternder Mund hat sie mir hundertmal zum Hören vorgesagt. O Berg, der auf meiner Seele lastete, wie hoch flogst du auf, ich riss das Fenster auf und schrie in den Himmel: Jetzt, blauer Bogen, behalte deine Sonne, auf der Erde ist die Freiheit eingekehrt. O Gott, ist denn diese rosenfarbene Welt dieselbe, die noch gestern aschgrau war, soweit ich die Blicke sandte... In den Fluss will ich mich werfen, meine Glut zu kühlen, mit den Wellen zu ringen. Mein Körper zuckt nach Tätigkeit, ich muss ihn ermüden, sonst bringt er mich um —» (Die Poeten. Ges. W. VI. p. 92 ff.) Und in seinen «Politischen Briefen» (Das neue Jahrhundert II 1833) behauptet er gar, dass er sich infolge der «Pariser Reformation» das Bier abgewöhnen musste, «denn selbst das Wasser kochte und schäumte in mir.» (p. 36.)

eine vollständige Analogie vor. Auch Laube wird es klar, dass er ein «Exstudiosus der Theologie» sei, nur liess ihn eine etwas grössere Lebenserfahrung vorsichtiger vorgehen als Gutzkow. Auch bei ihm verursachte der politische Umschwung in Frankreich einen Umschwung in seinem Geistesleben, wenn er sich auch langsamer geltend machte. Die Revolution führte ihn zu einer eingehenden Beschäftigung mit den sozialen Neuerungen in Frankreich, mit dem Saint-Simonismus. Und diese beiden Faktoren sind es, die dann, mit der polnischen Revolution als drittem, seiner schriftstellerischen Tätigkeit eine neue Richtung gaben.

Einen Umschwung in der litterarischen Tätigkeit bewirkte die Julirevolution auch bei Wienbarg[1] und selbst Immermann liess sich vorübergehend von dem aufregenden Ereignis begeistern. Wochenlang konnte er vor Aufregung zu keiner Arbeit kommen. Er erblickte in dieser imposanten Wiederholung der grossen Revolution einen Beweis für die Kraft des Jahrhunderts und der Nation. «In dieser Begeisterung für etwas Übersinnliches hat das Ereignis für mich Ähnlichkeit mit der religiösen Bewegung des Mittelalters, und vielleicht ist auch das Agens unsrer Zeit das politische, wie der Glaube damals.»[2] Bald aber war seine Begeisterung wieder verflogen; der preussische Offizier aus der Zeit der Befreiungskriege konnte seine Abneigung gegen alles Französische nicht los werden

---

[1] «Eine Zeitlang verfolgte er in seinen politischen Ansichten eine preussische Richtung und wollte sogar ... durch ein Blatt ... in Norddeutschland Interesse und Begeisterung für Preussen und preussische Staatseinrichtungen verbreiten. Die Julirevolution und ein misslungener Versuch, eine bürgerliche Stellung zu gewinnen, haben ihn leider in das Extrem einer zerstörenden Ansicht geworfen.» (Aus einem Bericht von Trendelenburg, in dem er seine beabsichtigte Teilnahme an der «deutschen Revue» dementiert.) Geiger, D. j. Dt. u. die pr. Censur. p. 143.

[2] Brief an Beer 15. Aug. 1830 in Putlitz' Immermann I. p. 243.

und als die freiheitlichen Ideen, die Forderung der Konstitution auch über den Rhein herüberkamen, da stellte sich der preussische Beamte nur umso schroffer auf seinen absolutistischen Standpunkt. Frei im Denken und im Dichten war er im Handeln der preussische Beamte, der mit unbedingter Hingabe am angestammten Königshause hängt.

Die paar Beispiele sollen für alle sprechen, denn überall finden wir in den liberalen Kreisen dieselbe Begeisterung, von Rahel Varnhagen, die in der Revolution die Erfüllung der Saint-Simonistischen Träume erhoffte, bis zum ehrlichen Zschokke in Aarau.[1]

Heine und Börne waren auch nicht die einzigen, die der Enthusiasmus an den Herd des Julifeuers trieb. Mancher Gesinnungsgenosse fühlte sich gedrängt in die neuen Ereignisse tatkräftig einzugreifen. Andere waren schon in Paris und lebten den erfrischenden Sturm jubelnd mit. Mit Börne waren auch Michael Beer, Maltiz und andere gleich nach dem Ausbruch hingeeilt. Letzterer kehrte allerdings bald wieder zurück, da er sich in den Restaurants trotz aller revolutionären Begeisterung nicht verständlich machen konnte, auf den Speisekarten sich nie zurecht fand und immer nur Saucen auf seine Wünsche hin vorgesetzt erhielt.[2] Wie tief überhaupt diese Ereignisse ins Geistesleben Deutschlands eingriffen, davon können wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen. Heute, wo die dreitägige Revolution nur noch vom geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet wird, scheinen uns schon die oben herausgehobenen Beispiele unwahrscheinlich und poetisch übertrieben. Wir müssen, um ihre ganze Bedeutung zu erfassen uns in die Zeit

---

[1] Briefwechsel Zschokkes mit C. V. v. Bonstetten in: «Prometheus, für Licht und Recht». 2. Teil. 1832.

[2] Strodtmann Heine. II 188. (1869.)

selbst zurückversetzen, uns in Erinnerung rufen, wie es in Deutschland vor 1830 aussah; wie schwer der reaktionäre Druck auf dem ganzen Lande lastete, und wie wuchernd die revolutionären, gärenden Elemente schon um sich gegriffen hatten. Es war weniger das *Wie*, als vielmehr *dass* überhaupt einmal irgendwo losgeschlagen wurde. Wir müssen dieses an sich so kleine politische Ereignis von demselben Gesichtspunkte aus betrachten, wie den vorangegangenen griechischen Befreiungskrieg und den nachfolgenden polnischen Aufstand.[1] Es war stets das Gefühl, dass es sich nicht um nationale, sondern um allgemeine Interessen handle, denen keine politischen Grenzen gesetzt waren.

Um aber den Beweis zu erbringen, dass wirklich der Einfluss der Julirevolution so bedeutend gewesen sei, darf ich mich nicht nur auf die Tagespresse berufen; wie ich schon oben andeutete, bietet diese infolge der empörenden Censurverhältnisse keinen wahrheitsgetreuen Spiegel. Wenn wir ein paar Jahrgänge damaliger Zeitungen, das «Morgenblatt» und seine Beilage, Menzels «Literaturblatt», die «Blätter für literarische Unterhaltung», oder Laubes «Zeitung für die elegante Welt» durchblättern, so ergibt dies eine recht spärliche Ausbeute. Kleine trockene Berichte, die man sich wohl hütet, zu kommentieren, eine Flut von Korrespondenzartikeln, die aber vorzugsweise auf

---

[1] Den Polenaufstand, der ja eigentlich zur Julirevolution gehört, müssen wir von unserer Darstellung ausschliessen, da er für sich allein eine grössere und bedeutendere Literatur ins Leben rief als die Revolution selbst. Über den griechischen Befreiungskrieg und seine Einwirkung haben wir den Aufsatz von Arnold (Euphorion, Ergänz. Heft II). Wie mächtig bei der Betrachtung der Ereignisse die Zeitverhältnisse mitwirkten, zeigt uns ein flüchtiger Blick in unsere Zeit. Wie teilnahmslos erscheint die Stellung, die unsere heutige Zeit, die sich, mit 1830 verglichen, einer relativen Freiheit erfreut, dem griechischen Krieg von 1898 und dem Burenkrieg gegenüber einnimmt.

kleine Anekdoten sich beschränken, tiefsinnige philosophische Spekulationen, nirgends aber ein offenes begeistertes Für oder Wider. Man erzählt die rührende Geschichte vom Hunde Medor (wir finden diese auch bei Börne und Heine wieder). Einzelzüge von hervorragender Tapferkeit, von dem modernen Winkelried Arcole, und von den mitkämpfenden Weibern. Man bewundert die Haltung des Volkes nach dem Siege, freut sich an den «gueux», die sich auf den verlassenen Thron niedersetzen, aber dabei lässt man es bewenden, die Nutzanwendungen verfallen der Censurschere.

Einen tieferen Einblick gewährt uns das Überschauen der zeitgenössischen literarischen Erscheinungen. Von den ungezählten und mit der politischen Wendung noch gewaltig anwachsenden Übersetzungen aus dem Französischen will ich absehen. Die deutsche Originalliteratur ist schon lehrreich genug.

Auch die historische Literatur muss sich mit einer kurzen Andeutung zufrieden geben. In der Übersicht über neue geschichtliche Werke, die Menzel in den ersten Nummern des «Literaturblattes» für 1831 gibt, beschäftigen sich von etwa hundert Schriften nicht weniger als 30 mit der Julirevolution.[1]

Interessant ist dagegen das üppige Aufschiessen einer ausgedehnten Memoiren- und Briefliteratur, die übrigens auch formell unter französischem Einfluss em-

---

[1] Die neue Zeit von einem alten Konstitutionellen, chronologisches Werk über die neueste französische Revolution. Von Fr. Seybold, Stuttgart 1830, erscheint vom 1. Sept. an in 40 Bändchen.

Die neueste französische Revolution und ihre Folgen, dargestellt von Joh. Sporschill. Leipzig 1830.

Die französische Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet in ihren Ursachen, ihrem Verlaufe und ihren wahrscheinlichen Folgen. Berlin, 1831.

Dies nur ein paar Titel aus der Fülle.

porwuchs, ebenso wie die Reiseliteratur. Das einzige, das die Zeit überdauern konnte, sind Börnes «Briefe aus Paris», die 1831 bis 1834 erschienen, alles andere ist mit Recht vergessen und kann nur noch als Quelle einiges Interesse beanspruchen. Denn Börnes Briefe stehen nicht etwa vereinzelt da. Politisch wenn möglich noch schärfer sind die im Jahre 1832 erschienenen «Erinnerungen aus Paris im Jahre 1831», von einem Süddeutschen (Seybold). Zugleich mit Börne erschienen auch «Briefe aus Paris während der grossen Woche im Juli 1830» in Hamburg und die «Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830» von Friedrich Raumer. Eben so prompt erschien der «Ausführliche Bericht eines Augenzeugen über die letzten Auftritte der französischen Revolution während der zwei Wochen vom 26. Juli bis zum 9. August 1830», dem der Verfasser Johann Heinrich Schnitzler im Jahre 1832 noch als Fortsetzung die «Briefe aus Paris über Frankreich im ersten Jahre seiner Julius-Revolution» (Stuttgart) nachschickte. Von Seybold dann später noch «Nachtstücke aus dem Drama der französischen Revolution», die er dem Französischen nachbildete. Depping sandte 1832 seine «Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris» über den Rhein. A. Traxel, einer der vielen Korrespondenten verfasste nach französischen Mustern «Briefe aus Frankreich, oder das neue Frankreich und das neue Belgien. Ein Zeit- und Sittengemälde in belletristisch-artistischen Fresken und humoristisch-satyrischen Briefen eines Reisenden». (2 Bde. Köln, 1833). «Der Deutsche in Algier, oder zwei Jahre aus meinem Leben, von A. Jäger, genannt von Schlumb, mit der Ansicht der Stadt Algier» (Stuttgart 1834) hiess ein anderes Machwerk, das die wissensdurstigen Deutschen belehren sollte. Später folgten dann noch neben vielen andern, «Schilderungen aus Paris» von E. K.

(Kolloff?) (1838), «Brüssel und Paris» von Beurmann, «Acht Jahre in Paris» von Adalbert von Bornstädt (1838) und die «Rückblicke» von Eduard Gans (Paris im Jahre 1825, 1830, 1835).

Wichtiger aber ist es, den Spuren nachzugehen, die die Revolution in der schönen Literatur Deutschlands hinterliess, eine Übersicht zu geben über die vielen Erzeugnisse, in denen sich die Kämpfe der grossen Woche wiederspiegeln. Obschon dies ja an sich noch kein Beweis ist, dass der Eindruck der Ereignisse ein nachhaltiger gewesen sei; wird doch jede geschichtliche Begebenheit gleich von den Autoren verwertet, vor allem von den Lieferanten der Leihbibliotheklektüre. Diese Wahrheit erkannte auch der gefürchtete Literaturpapst in Stuttgart gleich mit kritischem Scharfblick. Schon am 1. November 1830 prophezeit er richtig: «Wann wäre irgend etwas Neues oder Seltsames in der Welt zum Vorschein gekommen, ohne dass die Novellenschreiber gleich, wie die Fliegen auf frisches Obst, darüber hergefallen wären? . . . Was gilt die Wette, dass in den Taschenbüchern auf 1832 wenigstens ein Dutzend Novellen junge und verliebte deutsche Barone im Mittelpunkt der Pariser und Brüsseler Ereignisse darstellen werden. Denn jene junge Zucht deutscher Novellenhelden bleibt immer die nämliche, aber die Novellenschreiber schicken sie beständig in andere Länder, bald bis ins Eis von Russland, bald nach Spanien, bald nach Griechenland, und jetzt ohne Zweifel nach Algier, Paris und Brüssel.» Und gross ist sein Triumph, als er im nächsten Jahr die Bestätigung seiner Voraussage konstatieren kann in seiner Rezension von Rellstabs Roman «Algier und Paris» in Nr. 52 seines Literaturblattes vom 20. Mai 1831: «Wir sagten es schon im vorigen Jahre voraus, dass die deutschen Roman- und Novellenschreiber nicht

verfehlen würden, Algier und die grosse Pariser Woche von aussen und innen, oben und unten, hinten und vorn zu beschreiben und wir freuten uns bereits auf die Legion von jungen deutschen Baronen, die an jenen Kämpfen ehrenvollen Anteil nehmen, sich dabei sterblich verlieben und dann mit afrikanischen, oder Pariser Schönen am Arme, mit Sing und Sang, mit Kling und Klang, im lieben Vaterland wieder einziehen würden.... Herr Rellstab ist dagegen unpatriotisch genug, es bei französischen Helden bewenden zu lassen.... Deutsche, wie gesagt, kommen dabei nicht vor. Wir hoffen aber desto mehr heroische Landsleute in der Juliwoche zu Paris anzutreffen.... Wenn alle die jungen deutschen Romanhelden, die im Auslande mitgefochten und gesiegt haben, lebendig beisammen unterm Gewehr stünden, wahrlich mit diesen göttlichen Bengeln wollt' ich die ganze Welt erobern!»

Und diese Seitenhiebe gegen die Unterhaltungslektüre machen ihm solche Freude, dass er auch im Morgenblatt (Nr. 196, 1831) einen solchen nicht unterdrücken kann: «Wenn deutsche und englische Roman- und Novellenschreiber schon stark daran sind, den fruchtbaren Stoff der Julius-Revolution abzunützen, so kann man es den Franzosen noch weniger verargen, wenn sie alle Arten von Privatschicksalen, Glück und Unglück, Liebe und Schmerz durch die Pflastersteine des Volkes und das Gewehrfeuer der königlichen Garden interessanter zu machen suchen. Wenn auch die französischen Produkte dieser Art im Durchschnitt um nichts geistreicher sind, als die unsrigen, so haben die Pariser Genremaler doch den Vorteil, dass sie als Augenzeugen nicht in Gefahr kommen, Bataillenstücke zu liefern, welche an die Nürnberger erinnern.»

Und doch fällt der gute Papa Menzel selbst so schmerzlich hinein, wenn er einem Roman aus dem

Französischen klassischen Wert beimisst («so dass er sich auch in dieser Art weit über alles erhebt, was Frankreichs gewiss ansprechende Literatur seit mehr als einem Dezennium lieferte» — im Jahre 1830!), einem Roman mit folgendem Titel: „Der Jesuitenzögling als Schuhflicker à la Rousseau, Seminarist, Libertiner, Hofmeister, Hanswurst, Bär, Gassenkehrer, Polizeispion, König, Vatermörder, Revolutionär, Kassenbeamter, Galeerensklave, Baronet, Fuhrmann, Bourbonist der Restauration und — Bettler.» Wenn das nicht der ewige Jude ist!

Menzel aber erklärt: «Wenn die Tagesbegebenheiten in Frankreich unsere grösste Aufmerksamkeit fesseln und mit erneutem Interesse in Anspruch nehmen, so führt uns dies Werk in höchst anziehendem und pikantem Gewande eine der hauptsächlichsten Triebfedern vor, denen Frankreich diese neue Umwälzung verdankt. Alle Eigentümlichkeiten des französischen und hauptsächlich des Pariser Volkslebens von der Vorstadt Saint-Antoine an bis zu den raffiniertesten Salons werden uns hier in dem vielbewegten (!) Leben eines Mannes geschildert, der sich ganz dem unbedingten Einflusse jesuitischer Lehrsätze hingibt. Auf jeder Seite findet der Leser unwillkürlich Anklänge der neuesten Begebenheiten, und seine Aufmerksamkeit ist bis zum Schluss in reger Abwechslung dauernd beschäftigt und gespannt. . . .»

Menzel hatte richtig prophezeit, und nicht nur Novellenschreiber suchten den historischen Stoff dichterisch zu verarbeiten. Auch ein echter Dichter wie Chamisso begrüsste den Ausbruch der Revolution mit Begeisterung: «Mich haben diese Dinge sehr erschüttert, komme erst allmählich wieder in meine Ruhe, und habe zum Beweis dessen schon heut ein grosses Gedicht über Eure Geschichte gemacht», schreibt

er am 18. August 1830 an seinen Freund de la Foye.[1] «Memento» betitelt er dieses Gedicht, in dem er den flüchtigen König Karl X. nach England begleitet:

Ihr Mächtigen der Erde! schaut und lernt!

Und auch das Gedicht «Der vertriebene König», obwohl es «die Stimme uralter Sagen» wiedergibt, ist unter dem Eindruck der neuesten Ereignisse niedergeschrieben:

Ich bin der König Syriens, den vertrieben
Die aufgeregten Völker; mein Verhalten
War so, dass sie die Schuld mir zugeschrieben....
Nur mächtig ist, den seine Völker lieben,
Denn über uns ist ihnen Macht verliehen![2]

Auch der Herzogin von Berry, die für ihren Sohn den Thron prätendierte, widmete er zwei seiner Terzinengedichte «Aus der Vendée». Und mitten in die Juli-Ereignisse führt uns sein Gedicht «Der Republikaner», das uns mit der, Chamisso eigenen, ergreifenden Tragik den Fluch des Bürgerkrieges schildert, der die

---

[1] Vergl. Chamissos Werke ed Walzel. p. 281.

[2] Demselben Gedanken leiht auch Gutzkow Ausdruck in einem (undatierten) Gedichte [Ges. W. Bd. I. p. 307] «Die Fürsten»:

So träumt ihr immer noch den Traum,
Der Amme Märchenlied,
Dass ihr durch diesen Erdenraum
Mit Götterrechten zieht?...

Den Traum, dass Euer Luft und Wind,
Der Glaube und der Wahn,
Euch jedes freie Menschenkind
Leibeigen unterthan?

So hört denn auch von einem Traum,
Den jetzt die Menschheit träumt,
So weit den nächt'gen Erdenraum
Das Morgenrot besäumt:

Den Traum, dass ihr nicht nur bei Nacht,
Nein, stündlich, jederzeit,
Zu Gottes Herrlichkeit und Pracht
Des Volks Leibeigne seid!

treuesten Freunde in feindlichen Reihen einander gegenüberstellt:

> . . . Geduld! Geduld! und sieh, da schien der Tag!
> Sie selbst, sie pflanzten auf den blut'gen Schild,
> Zertretend mit den Füssen den Vertrag.
> Da hab' ich noch gelacht, laut, grimmig, wild,
> Den letzten Kelch der Freude noch genossen;
> Dann zu den Waffen! in das Blutgefild!
> Rings wogte drohend schon das Volk, es schlossen
> Die Haufen sich, zu richten und zu strafen;
> Stolz überzählten sich die Kampfgenossen . . .

Die Julirevolution macht sich auch geltend in Börnes «Briefen aus Paris», und in den Schriften, die von Heine unter dem Eindruck der ersten Nachrichten geschrieben wurden, in der «Befreiung», die den «englischen Fragmenten» beigefügt wurde und im grössten Teil der «Stadt Lucca». Die «Julirevolution» aber, die er im März 1840 schreiben wollte, wurde nicht ausgeführt. Dafür leiht er seiner Begeisterung für die drei Tage flammende Worte in seiner Nachzeichnung des Revolutionsbildes von Delacroix: «Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, der jammert nicht mehr auf alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne und wie gross war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem grossen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gerne aufgestanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgestiegen, um Bürger zu werden von Paris! —»

Während Gutzkow, trotz der grossen Bedeutung, die die Julirevolution für seine schriftstellerische Entwicklung hatte, diese meines Wissens nie in seinen Werken poetisch verwertete, spielt sie bei Laube in allen seinen ersten Produkten eine grosse Rolle. In

seinem Buch über «Polen» schon erweckte dies den grossen Unwillen der hohen Censur. Ausführliche Mitteilungen über die «grosse Woche» und die Verherrlichung Frankreichs hätten beinahe die Unterdrückung des Werkchens veranlasst.[1] Das Buch erschien unter dem Titel «Polen» als erster Teil seines Werkes «Das neue Jahrhundert» 1833, und Seite 62/63 mag eine der Stellen sich finden, die beanstandet wurden: «... Nebel und Wolken zogen sich an allen Seiten zusammen — die Menschen sahen nichts und tappten im Dunkeln. Da steckten die Pariser der Welt eine Fackel auf, deren goldner Schein blitzesschnell über den ganzen Himmel schoss, dass sich die Leute die Augen rieben und plötzlich klar sahen. Rückwärts geschritten war die Welt seit 15 Jahren, aber die Franzosen schnallten Flügel an die Sohlen, und binnen drei Tagen waren die 15 Jahre zurückgelegt; das verdorrte Reis der Bourbonen, das nur wilde Schösslinge trieb, ward abgeschlagen und ein neuer Zweig gepfropft, Faubourg Saint-Germain ward mit einem grossen Besen gefegt, dass die Fetzen der alten Diplome weit hinausflogen in die Welt, auch in manches Land, wo die Fetzen gelten. Die alte dreifarbige Fahne, die da bedeutet *treues, reines Herzblut*, was täglich fliesst, wo Freiheit und Recht gefährdet wird, rauschte empor in die lustigen Winde und unter ihrem Schatten jubelte Paris — ihre Spitzen flatterten nach Nordwest, und wuchsen und wuchsen länger und grösser, wie die Freiheit, und trieben den Mann mit den Ordonnanzen bis übers Meer.»

Ebenso veranlasste später «eine Lobpreisung der Julitage» die Censur, gegen den zweiten Teil, die «Briefe eines Hofrats oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen

---

[1] Geiger, Das junge Deutschl. und die preuss. Censur. S. 104.

Seele» (später bekannt unter dem Titel «Politische Briefe») einzuschreiten.[1] Und die gleiche Ursache liess der Censurbehörde die Teilnahme Laubes an der «Zeitung für die elegante Welt» gefährlich erscheinen, besonders wegen seiner «Modernen Briefe»[2]). Am offensten aber zeigten sich bei Laube diese Tendenzen in seinem Roman «Das junge Europa», worin die Julirevolution den Mittel- und Höhepunkt des ersten Teiles, «Die Poeten», bildet. Ich hatte schon oben Gelegenheit, mich auf diese Beschreibung zu berufen, ebenso wie auf Theodor Mundt, dessen «Madelon, oder die Romantiker in Paris» auch hierher gehört. Mundt will zwar zunächst nur die literarischen Kämpfe der zwanziger Jahre dichterisch verwerten, aber ein Brief, der aus Paris nach Deutschland gesandt wird, führt auch in die Kämpfe der Revolution selbst hinein. Mundt und Laube hatten aber beide Takt genug, nicht langatmige Schlachtenberichte zu liefern, die sie nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus der Tagespresse schöpfen konnten. Anders verfuhren natürlich die Sterne dritter und vierter Grösse. — Ich beschränke mich hier auf einige Beispiele. Eine vollständige Übersicht zu geben, wäre eine etwas starke Zumutung. Nicht nur ist dieses Leihbibliothekfutter sehr schwer aufzufinden, es ist auch die Lektüre dieser Schmöker nicht so anregend, dass man ihr lange genug seine Zeit opfern möchte, um eine annähernde Vollständigkeit erzielen zu können. Wird doch schon im Jahre 1834 eine Erzählung von der Kritik eingeführt als «eine von den tausend Geschichten aus der französischen Revolution im Jahre 1830».[3] Es bezieht sich dies auf Claurens Erzählung «Manon» in seinem Taschenbuch

---

[1] Geiger. l. cit. p. 105.
[2] Geiger, l. c. p. 109.
[3] Claurens Vergissmeinnicht für 1834: in Gersdorfs Repertorium.

«Vergissmeinnicht» für das Jahr 1834. Ein so fleissiger Bücherfabrikant, wie Clauren, liess sich natürlich dieses Ereignis nicht entgehen, besonders als er sah, wie andere es fruchtbringend zu verwerten wussten. Denn Clauren war weder der Erste noch der Letzte.

Wie Menzel vorausgesagt hatte, brachte schon das Jahr 1831 eine Fülle solcher Machwerke. Adolf von Schaden übergab dem Publikum «ein historisch-romantisches Originalgemälde: Die Franzosen in Algier und die Pariser-Revolution im Jahre 1830» (München Lindauer 1831.) Leontine Romainville steuerte bei: «Die beiden Liberalen. Aus den Memoiren eines jungen Parisers.» (Leipzig, Brockhaus 1831.) Es folgte der Improvisator und Professor O. L. B. Wolff mit den «Irrwischen des Tages. Ein Roman aus neuester Zeit» (Leipzig 1831), in dem er, ähnlich wie später Laube in seinem «Jungen Europa» verschiedene Repräsentanten der neuen Zeit ihre Tendenzen ausleben lässt. «Der eine, geblendet von dem Glanze der Julisonne, sucht die Stadt der Freiheit auf» (Menzels Worte), ebenso wie Laubes Constantin.

Auch poetisch wurde der verlockende Stoff ausgebeutet: «Der Hofnarre», eine gar wundersame Originalhistorie in 10 Poemen. Nebst einem politischen Intermezzo: «Die grosse Woche», herausgegeben von † † †. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger 1831.»[1]

Ob auch die «Bilder aus Frankreich», 1832 im Rheinischen Taschenbuch, die Julirevolution berühren, konnte ich nicht feststellen, ich kenne sie nur aus einer Rezension in der aber eine angeführte Stelle: «Während der Grèveplatz vom Donner der Kanonen und der Flintenschüsse erzitterte» . . . darauf

[1] Eine Neuausgabe: 3 Bde. Leipzig, Hartmann 1832 in 9 Poemen von Langenschwarz.

schliessen lässt. L. Starkloff dagegen begnügte sich in einem zweibändigen Schauderroman «Alma» (Hamburg, Hoffmann und Campe 1834) mit der Eroberung von Algier als Hintergrund. Ebenso C. von Wachsmann, dessen Novelle «Die Reise nach Algier» den missglückten Versuch enthält, «einer satyrischen Behandlung der gegenwärtigen Richtung der deutschen Litteratur.»[1] Nur aus Gersdorffs «Repertorium» ist mir ein anderer Titel bekannt: «Afronius Fatayel, der Freiheitsritter. Philanthropischer Roman von Iustus Ironicus Kosmopolita, Glogau 1835», dessen Verfasser vom reaktionär-feindlichen Lager aus dem Revolutionshelden Lafayette auf den Leib zu rücken scheint. In seinen «Pariser-Silhouetten» bringt Adelbert von Bornstedt 1836 auch eine Novelle: «Pariserschicksale oder die Tochter des Pförtners», die als Mittelpunkt die Julirevolution hat. Diese Novelle schildert den Gegensatz der Republikaner und der Anhänger des neuen Königtums, des Juste-milieu. Adolphe, die Hauptgestalt, ist ein eifriger Republikaner, nimmt als solcher tätigen Anteil an den Kämpfen, ist aber dann unzufrieden mit dem Resultate, das aus all' dem vergossenen Bürgerblute hervorgeht. So wird er 1832 auch verknüpft in die revolutionären Aufstände, in denen er seinen Tod findet. Das Lokalkolorit ist gut getroffen und in der Schilderung der Julitage ist wieder eine Menge der bekannten Einzelheiten verwertet. Es fehlt aber die künstlerische Abrundung; es ist nur eine flüchtige Verknüpfung flüchtiger Skizzen. Bornstedt scheint erfolgreich die neuen französischen kleinen Feuilletons gelesen zu haben. Auch Spindler, der mehr zu seinem momentanen als zu andauerndem Ruhme bei Eugène Sue in die Schule ging, verwer-

[1] Wachsmanns ges. Nov. Bd. 6, mir bekannt aus der Rezension in der Ztg. f. d. eleg. Welt.

tete den beliebten Stoff. In seinem « Invaliden » führt er uns ganz am Schluss noch in die « grosse Woche » hinein, die ein Verwandter des Invaliden mitkämpfen muss, um doch zum Abschluss wieder bei der gloire française anzulangen. Ludwig Wihl liess sich noch nachträglich von der Juli-Revolution zu einer erschrecklichen Ballade begeistern (Telegraph 1838, Nr. 189 ff.): « Die Juli-Opfer ». Und gehen wir noch etwas über die vorgesteckte Zeit hinaus bis ins Jahr 1849, so liefert uns Rudolf Gottschall auch noch ein « dramatisches Gedicht in einem Akt, « Die Marseillaise », das während der Juli-Ereignisse sich abspielt.

Ich kann hier noch gleich einen kleinen Nebenzweig dieser Julirevolutions-Literatur anfügen: Werke, in denen nicht die französische Revolution sich wiederspiegelt, sondern nur deren kleine Nachspiele in Deutschland. Als Beispiel für viele erwähne ich ein Schauspiel von Walter Berg « Der Bürger », das 1831 in Marburg erschien und den Braunschweiger Volksaufstand zum Inhalte hat, und auch Tieck[1] führt ein solches Nachspiel vor in seiner satyrischen Novelle « Eigensinn und Laune »: « Die Juliusrevolution zitterte, wie ein starkes Erdbeben, in allen deutschen Staaten nach, auch die rauheste Gegend merkte etwas von dieser Bewegung . . . » und nun schildert er eine Posse, wie sie sich damals in mancher Stadt Deutschlands abspielte, in Frankfurt, Hamburg und anderswo.

Ich habe bisher an einzelnen Beispielen gezeigt, wie sich die revolutionären Ereignisse der Julitage in der deutschen Literatur wiederspiegeln. Damit ist aber ihr direkter Einfluss noch nicht erschöpfend dargestellt. Es bleibt mir noch übrig auf die literarischen Erzeug-

---

[1] Ebenso Mundt in seiner « Madonna », pag. 250 f.

nisse aufmerksam zu machen, die, wenn schon nicht die Revolution selbst zum Gegenstand nehmend, doch Paris zum Schauplatz wählen. Es ist eigentümlich, wie sich die historische und soziale Umwälzung auch in dieser Hinsicht geltend machte. Paris wurde durch die Julirevolution das moderne Mekka, nicht nur der deutschen Schriftsteller, sondern auch ihrer Romanhelden; und gerade die, die ihre Sehnsucht nach dem gelobten Lande nicht befriedigen konnten, schickten als Ersatz dafür die Kinder ihrer Phantasie dorthin. Dieser Zug, fremde Umgebung aufzusuchen, kommt überhaupt während der ersten Hälfte des Jahrhunderts in die Mode, und zwar nicht nur für die literarische Produktion, sondern auch für den Autor selbst. Wir begegnen da derselben Erscheinung wie im XVII. Jahrhundert, nur geht sie in unserer Zeit, wie alles andere, viel schneller vor sich. Die grossen Entdeckungen und Seereisen der Spanier während des XVI. Jahrhunderts befruchteten auch die dichterische Phantasie und riefen alle die Reiseromane ins Leben. Dasselbe wiederholte sich im Anfang des letzten Jahrhunderts. Die grossen Weltreisen der Engländer und Franzosen, Napoleons Erschliessung des Fabellandes Aegypten, die Eroberung Algiers durch die Franzosen, das alles erzeugt auch in der Literatur einen Niederschlag Hand in Hand mit dieser Erscheinung lässt sich noch eine andere, analoge, konstatieren. Wie zwei Jahrhunderte zuvor die Stürme der Reformation und des Religionskrieges die erschöpften Menschen in die friedliche Welt idyllischer Träumereien trieben und die Robinsonaden ins Leben zauberten, so beschwor die Revolution und der Weltkrieg Napoleons die Romantik herauf, man flüchtet sich in die Welt der Phantasie und in den märchenhaften Orient. Natürlich ist alles der neuen Zeit entsprechend komplizierter

und so fein verästelt und verzweigt, dass es beinahe unmöglich wird, allen den Spuren nachzugehen. Die beiden Hauptstrassen aber, die zu dieser neuen Strömung in der Literatur führen, sind wohl einerseits die Erschliessung von Indien in geistiger und von Nordafrika in materieller Beziehung, andrerseits das Reisen im grossen Stile, als dessen bewunderter Typus Lord Byron gelten muss. Wir haben da als Ausflüsse: hier die westöstlichen Dichter in Deutschland und Frankreich, dort die Weltbummler mit ihren Briefen und Reiseschilderungen. Die Nachahmung des bewunderten Reisenden Byron war allerdings vorerst nur wenigen ermöglicht, nur etwa dem Weltfahrer Semilasso gelang es in grossem Stile. Als aber die Verkehrsverhältnisse sich besserten, als die gelbe Postschnecke dem brausenden Dampfross weichen musste, konnten sich auch die gewöhnlichen Sterblichen diese Freude gönnen.

> Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
> Und spannt Eliaswagen an;
> Willst träumend du im Grase singen,
> Wer hindert dich, Poet, daran?
>
> Ich grüsse dich im Schäferkleide,
> Herfahrend, — doch mein Feuerdrach'
> Trägt mich vorbei, die dunkle Heide
> Und deine Geister schau'n uns nach.
>
> (G. Keller. Gedichte, II, 129.)

Und nun regnete es Briefe von Ost und West, Schilderungen von Nord und Süd; es war als wollte jeder durch Honorar sich für die Reisekosten schadlos halten.

Ich musste diese Abschweifung einschalten, um die Voraussetzungen zum Folgenden aufzuzeigen.

Da es meist auch die liberalen Geister waren, wie Keller und Chamisso, die diesen neuen Feuerdrachen begrüssen, während die andern, wie Kerner und Eichen-

dorff es vorzogen, träumend im Grase weiter zu singen, so wird es auch begreiflich, dass gerade der Anbruch der freiheitlichen Morgenröte die Reiselustigen nach Paris ziehen musste. Die Sonne war im Westen aufgestiegen; so erklärt sich die Erscheinung, dass seit der Julirevolution Paris der beliebteste Aufenthaltsort wurde für die Dichter und ihre Romanhelden. [1]

Vor allem finden wir hier den Vertreter des jungen Deutschland, den wir bisher vermissten: Gutzkow. Und zwar geht er auch hier von Allen gleich am radikalsten vor. Schon in seinem ersten selbständigen Werklein, den « Briefen eines Narren an eine Närrin », schielt er beständig nach Paris hinüber. In der Geschichte eines Gottes, « Maha Guru » sind allerdings Menschen und Ort in den fernen Osten gerückt, aber es ist doch das Urbild des Gottes ein Pariser. [2]

Von seinen Novellen bringen die « Geständnisse einer Perükke » einen unschuldigen deutschen Grafen, der (allerdings zur Zeit Ludwigs XV) nach Paris kommt. Der « Prinz von Madagaskar » (nach Brandes auch stofflich aus Frankreich geholt), führt uns im Anfang und am Ende nach Paris, ebenso wie der zweite Teil der « Wally ». Es ist aber augenscheinlich ein Paris, das er nur aus der Lektüre kennt, im Gegensatze zu dem Paris, das er 1854 in « Jean Jacques » schildert. Auch nach Paris führt er uns aber schon 1838, ohne es noch gesehen zu haben, in dem Märchen ohne Anspielungen, « Literarische Elfenschick-

---

[1] Dass das vorher auch schon der Fall war, ist selbstverständlich. Es ist nur eine plötzliche Steigerung, die als Zeichen der Zeit sich bemerkbar macht.

[2] Der Stoff ist einer Anekdote aus französischen Zeitungen entnommen. Es handelt sich um einen französischen Atheisten Billaud Varennes, der während der Schreckenszeit nach Amerika entflohen, dort als Gott verehrt worden sein soll (nach Brandes).

sale ».[1] Die dritte Elfentochter Speculantia geht da nach Paris auf Abenteuer aus, mit dem heissen Wunsche, die jungen Romantiker kennen zu lernen. Ihr Weg führt sie auch zusammen mit Georges Sand und andern, aber auch Heine und Mundt trifft sie dort. Erwähnt muss hier auch Gutzkows Zeitgemälde, « Frankreich im Jahre 1834 », werden, das als Fortsetzung des Menzel'schen historischen Taschenbuches gedacht war. Mit seinen eigenen Reisen nach Paris folgten dann die « Briefe aus Paris » und die « Pariser Eindrücke », die, noch durch zwei Nachträge vermehrt, vereinigt wurden unter dem Titel « Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874. »

Laube und Mundt habe ich schon erwähnt. Steigen wir nun eine Stufe tiefer, so finden wir ein Beispiel in den « Modernen Kämpfen » von Theodor Mügge,[2] in die er die Umwälzungen und sozialen Kämpfe, die die Julirevolution im Gefolge hatte, mit hineinspielen lässt, um seiner Erzählung grössere Zugkraft zu sichern. Vom selben Verfasser steht auch in der « Urania auf 1840 » eine Novelle, « Angelika » in der wir einen Deutschen nach Paris begleiten, ein politisches Bankett mitmachen, über den politischen Zustand und die Parteikämpfe aufgeklärt werden, neben manchem anderen, wozu er auf deutschem Boden Platz genug gefunden hätte. Da richtet es Dingelstedt praktischer ein in seiner Novelle « Rätsel der Liebe » (im Frauenspiegel » 1838). Statt Assy selbst nach Paris zu führen, lässt er ihn einfacher mit Georges Sand korrespondieren. Schauen wir uns noch eine Schicht tiefer um, so treffen wir auf Friedrich Stahmann: « Die Mordbrenner im wilden Tale oder die Morne an Longwys

---

[1] Telegraph 1838, Nr. 31 ff., in Paris Nr. 65 ff., auch in den « Rückblicken » 1878 abgedruckt.

[2] Zeitung für die elegante Welt, 17. Nov. 1834.

Felsen. Historisch-romantisches (zeitgenössisches) Gemälde französischer Sitten und Gebräuche », Potsdam 1832.[1] Er zeigt uns doch auch gleich aufs deutlichste, was er sich ungefähr unter französischen Gebräuchen denkt!

Und ohne mir das pflichtschuldige Durchlesen eines Schundromanes aufladen zu müssen, kann ich durch die Freundlichkeit eines Rezensenten[2] auch für diese Literaturgattung, die noch unter dem Leihbibliothekniveau steht, ein Beispiel anführen: « Rosas Gardinenseufzer, nachgehaucht von Friedrich Wilhelm Bruckbräu » (2 Tle. Stuttgart 1832), nennt sich das vielversprechende Opus, das uns « das Leben einer deutschen Sängerin in Paris » darstellen soll.

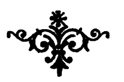
Dass es überdiess in den Zeitschriften und Zeitungen dieser Zeit wimmelt von « Skizzen aus Paris », « Schilderungen aus Paris », « Briefen aus Paris » und « Korrespondenzartikeln aus Paris » ist selbstverständlich.

In diesen Zusammenhang gehörten eigentlich auch dramatische Produkte, wie Büchners « Dantons Tod », Griepenkerls « Robespierre », Grabbes « Napoleon » und andere mehr.

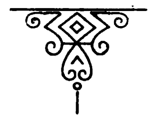
---

[1] Angezeigt in den Blättern für literarische Unterhaltung, 22. April 1833, Nr. 112.

[2] In den Blättern für literarische Unterhaltung, 29. März 1833, Nr. 88.



Frankreich im Urteil der Deutschen.





I.

Es sind ungefähr die Jahre 1825—1840, die Zeit der französischen Romantik, die für meine Untersuchung in Betracht kommen; eine der interessantesten, geistig regsamsten und fruchtreichsten Epochen französischer Geistesgeschichte, der französische Sturm und Drang.

Die Anfänge des Romantismus führen zurück bis ins Kaiserreich, und schon damals wurde von deutscher Seite, trotz der politisch wild bewegten Zeit, die alle andern Interessen in den Hintergrund drängte, auf die Bedeutung dieser Bewegung hingewiesen.[1]

Châteaubriand und Mme. de Staël müssen als die Begründer der französischen Romantik angesehen werden. Sie werfen nach allen Seiten die Saat aus, die ein Jahrzehnt später aufkeimte.

Der eigentliche Romantismus aber tritt erst in hellere Beleuchtung von dem Jahre an, da er im «Globe» ein Organ findet, das treu zu ihm hält, die einzelnen Autoren dem Publikum vor Augen führt und ihre Tendenzen verficht. Es sind weniger die Romantiker selbst, als das ihren Standpunkt vertretende Organ, das mit ausdauernder Energie die Bedeutung der nordischen Literaturen betont, das in Frankreich die Kenntnis der deutschen und englischen Schöpfungen zu verbreiten und Interesse für sie zu wecken sucht. Und gerade dies ver-

[1] Friedrich Schlegel in seinen Wiener Vorlesungen 1812 über «Geschichte der alten und neuen Literatur» (1815 II. p. 227 ff.).

half dem neuen Journale zu grosser Verbreitung und Anerkennung in Deutschland, wo wir Gœthe als seinen eifrigen Leser kennen; für die jungen Elemente Deutschlands kamen dazu noch die liberalen Ansichten, denen der «Globe» durch alle Ministerkrisen und reaktionären Strömungen hindurch unentwegt treu blieb. Doch war die Meinung über die junge Literatur noch sehr schwankend. Deutschland war politisch zu erregt, um diese Bewegung nur vom künstlerischen Standpunkt aus würdigen zu können. Die merkwürdige Erscheinung, dass ein liberales Blatt sich zum Fürsprecher für royalistisch-reaktionäre Dichter machte, verwirrte die Beurteiler vollständig. Mit dem Ausbruch der Julirevolution änderte sich dies plötzlich. Die literarische Revolution, die auf der Bühne als ein Vorspiel für die politischen Kämpfe erschienen war, stempelte die jungen Dichter zu Revolutionären; sie wurden so zu Helden der Julitage, sie wurden die Führer der liberalen Partei, ja sie wurden sogar als die ideelle Ursache der Revolution angesehen. Und mit dieser Umwandlung ändert sich dann auch je nach dem politischen Standpunkt das Urteil. Es hatte dies aber noch etwas anderes zur Folge. Béranger darf vom literarhistorischen Standpunkt aus betrachtet, nicht zum Romantismus gezählt werden, er steht der Bewegung fern, ja als Klassiker gegenüber. Nur *ein* Berührungspunkt zeigt sich. Gerade dieser aber wurde für die Deutschen ausschlaggebend, so dass ich ihn für meine Untersuchung unbedingt mit den Romantikern zusammen in Betracht ziehen muss. Dieser Berührungspunkt ist Napoleon. Kaum schloss der gefesselte Titane sein Auge, so feierte er in der Literatur aller Sprachen eine glänzende Auferstehung. Und Béranger so gut wie Victor Hugo zollte dem grossen Genius seinen Tribut. Es war aber für Béranger nicht

mehr als ein erwünschter Stoff, den er begierig aufgriff. Was bei ihm nur dazu kam, die Beziehung auf die gegenwärtigen Zustände, das war den andern die Hauptsache, und die Franzosen waren sich des Unterschiedes, der die Romantiker und Béranger trotz der gemeinsamen Verherrlichung des Toten trennte, klar bewusst. Nicht so die Deutschen. Auch hier lebte der kaum verblichene Kaiser im Liede wieder auf und, was nach so kurzer Zeit ein merkwürdiges Phänomen ist, der Nationalfeind wurde zum Symbol der fortschrittlichen Bewegung erhoben, der Kaiser das Sinnbild des Liberalismus. So wird es auch begreiflich, dass Béranger mit den Vertretern des französischen Liberalismus, mit den Romantikern zusammengestellt wurde, und so wird es entschuldbar, dass auch ich ihn als ihren Genossen gelten lasse.

In den letzten zwanziger Jahren steigert sich die Teilnahme für die linksrheinische Literatur zusehends. Die Übersetzungen häufen sich und besonders die jungen Romantiker wissen das Interesse auf sich zu lenken. Daran hat wohl die Eigenliebe auch einen grossen Anteil, denn die deutschen Kritiker und Literaten wissen nicht stark genug zu betonen, dass diese neue Bewegung auf deutschen Einfluss zurückzuführen sei, dass es nur deutsche Ideen seien, die französisches Gewand umgeworfen hätten. Die Meinung über das Wollen und Streben des Romantismus ist aber keine gefestigte, man hat wohl das Schlagwort aufgegriffen, man weiss, dass es sich um einen literarischen Kampf zwischen Klassikern und Romantikern handelt. Im allgemeinen aber beschränkt sich die Aufmerksamkeit noch auf einzelne Persönlichkeiten und poetische Erscheinungen. Besonders Gœthe verfolgte diese Bestrebungen mit grosser Freude, da er in ihnen einen bedeutenden Schritt zur Verwirklichung seiner Idee der

Weltliteratur zu erblicken glaubte. Die jüngere Generation aber richtete ihr Augenmerk mehr auf die politischen Ereignisse, die sich in Paris abspielten, und diese waren es ausschliesslich, die einen Börne und einen Uhland sehnsüchtig über den Rhein blicken machten. Das Interesse für das junge Frankreich nahm zu,[1] ihren künstlerischen Bestrebungen aber stand man eher ablehnend gegenüber. «Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke», formulierte Goethe seine Ansicht,[2] mit ausdrücklichem Bezug auf die französischen Dichter. Ein anderer Kritiker fasste sein Urteil in die Worte: «Die Tendenz der neuesten romantischen Produkte ist aber keine geringere, als das Hässliche, Ekelhafte in das Kunstgebiet zu ziehen»[3]; und dass das für die Leser der damaligen Unterhaltungsliteratur keine Empfehlung bedeutet, ist einleuchtend.

Nach der Julirevolution aber änderte sich das Urteil nicht nur über Frankreich im allgemeinen,[4] son-

---

[1] Ein interessantes Zeichen für diesen Umschlag der allgemeinen Stimmung liefert uns eine kleine Notiz in den Blättern für literarische Unterhaltung (8. Febr. 1827) unter der Aufschrift:

«So wechselt die Zeit und die Menschen in ihr!

Wir kennen einen Ort, da war es vor 10—12 Jahren fast lebensgefährlich, sich nur merken zu lassen, dass man die Sprache der «ruchlosen Welschen», das «Idiom aus dem neuen Babel» verstand, und wer mit gewissen Leuten zusammenkam, mochte sich wohl vorsehen, nicht den Glauben zu äussern, die Franzosen seien auch Menschen; jetzt dagegen spielt man daselbst französische Komödie, kleidet sich nach dem neuesten Schnitt der rue Vivienne und parliert Französisch, dass Franzosen und Deutschen die Ohren gellen möchten.»

Und wieder einige Jahre später?

[2] Gespräche mit Eckermann, 2. April 1829.

[3] Bl. für liter. Unterhaltung, 1830. 15./16. Mai. Korrespondenz aus Paris.

[4] «Nach der Julirevolution hat sich auch in der Auffassung Frankreichs bei uns alles geändert. Man empfand nicht gerade *für*, sondern *mit* Frankreich. Dieselbe Lage, die Frankreich bei sich verändert hatte, fand sich bei den meisten Völkern Europas vor . . . Deutschland vollends

dern auch über die neu aufstrebende Literatur, der man die führende Rolle in den politischen Umwälzungen zuschrieb. Die Politik wurde zum ausschlaggebenden Kriterium; nicht das Kunstwerk wurde beurteilt, sondern die Gesinnung. Eine «Rüge», die ein Anonymus (Theod. Mundt, der Mitarbeiter war ?) im Oktober 1830 (Nr. 283) in die »Blätter für liter. Unterhaltung» einrücken liess, führt uns mitten in diese beginnenden Zänkereien hinein, die 5 Jahre später mit der Denunziationsgeschichte ihren Höhepunkt und notgedrungenen Abschluss fanden. Er schreibt da: «Das «Berliner Konversationsblatt» enthält seit einiger Zeit gewisse Aufsätze über die neueste französische Literatur, die gar unerfreuliche Betrachtungen in uns veranlasst haben . . . Wir wollen uns hier nicht auf die abgedroschenen Gemeinplätze über die Eitelkeit, Oberflächlichkeit, Flüchtigkeit u. s. w. der Franzosen einlassen, die der (oder die) Verfasser jener Artikel mit so unerschütterlicher Pedanterie, so naiver Selbstgefälligkeit vorbringen, als lebten wir noch im Jahre der Gnade 1813, 1814 oder 1815; wir wollen uns in dieser Hinsicht nicht einmal auf die Widerlegung solcher und ähnlicher Phrasen berufen, die vor wenig Wochen von der französischen Nation mit ewig strahlenden Zügen ins Buch der Geschichte eingetragen worden ist . . . Wir beschränken uns auf die Kritik dieser Herren im engern Sinn, sofern sie neuere dichterische Erzeugnisse der Franzosen trifft, und fragen uns, wie es möglich ist, und was es zu bedeuten hat, dass deutsche Kritik französische Poesie ganz mit der

---

. . . musste freudig den Sieg des Konstitutionalismus begrüssen, einer politischen Form, die, nur halb bei uns eingeführt, auch in sich selbst schon zusammenfiel. Die Hingebung an Frankreich lag vorausgesetzt in einer beschämenden Selbsterkenntnis. Frankreich wurde der Mittelpunkt und der Leitfaden unserer Reformen.» Gutzkow, Briefe aus Paris, p. 77.

selbstgefälligen, pedantischen, kleinlichen Beschränktheit, mit dem gänzlichen Mangel an Gefühl und Sinn für das Wesen, die ewigen Rechte der Poesie beurteilt, die uns so lange an der französischen Kritik und ihrem missverstandenen Aristotelismus, ihrer geisttötenden Prüderie ergötzt oder geärgert haben. Sollte wirklich eine neue Gottsched'sche Periode uns bevorstehen? . . .»

Überhaupt zeigt sich in allen kritischen Blättern der Zeit ein reges Interesse für die französische Poesie, dafür oder dagegen. Immer heftiger treten die Autoren für ihren Standpunkt ein, immer gereizter wird der Ton, in dem sie gegenteilige Meinungen bekämpfen. Mit der grössten Energie vertraten den franzosenfreundlichen Standpunkt die «Elegante Zeitung» unter der Redaktion Laubes und Menzel in seinem «Literaturblatt». Die «Allgemeine Zeitung» stellte ihre Spalten grossmütig allen Parteien zur Verfügung.

Wichtiger aber als diese Meinungen der Tageskritik sind die Ansichten, welche sich bald auch in eigenen Schriften aussprachen. Von diesen ist wohl die wichtigste das Buch von Victor Aimé Huber «Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältnis zu der geistigen Entwicklung des französischen Volkes» (1833). Huber suchte hier einen Überblick über die ganze Strömung zu geben. Seine Auffassung aber erweckte die heftigste Opposition.

Die Kritik in Menzels Literaturblatt übernahm Gutzkow (1833 Nr. 118), der in einer langen Ausführung Huber seine eigene Meinung entgegenschleudert. Obwohl er, wie gewöhnlich, nichts eigentlich Positives gibt, sondern sich nur in allgemeinem «darüberreden» ergeht, können wir doch seiner ganzen Darstellung entnehmen, nicht nur, dass er Hubers Buch verwirft, sondern auch, dass er energisch für die

Romantiker und für Frankreich im allgemeinen eintritt. Er kann Huber versichern, «dass niemand die Grösse und Vorzüge der französischen Klassiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker selbst» . . . «Es ist kleinlich, sich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Herr Huber verrät den deutschen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. Können alle seine grammatikalischen Antipathien jene geistvollen, freien und dreisten Sprüche auslöschen, die wir dem Munde der französischen, von ihren Perrüken nie so wie die deutschen Professoren, gedrückten Akademiker verdanken? . . . Das französische Volk hatte immer Achtung vor seinen Geistern, und die Geister waren dieser Achtung würdig. Warum verstehen wir Deutsche das nicht? Es ist freilich Thatsache, dass unsere Geister von der Menge nicht geachtet werden. Es frägt sich nur, ob sie es wert sind.» Ebenso brachen auch Laube und Schlesier eine Lanze für die missverstandene Romantik in Frankreich, obschon auch sie nicht viel mehr als einen allgemeinen Enthusiasmus den Ausführungen Hubers entgegenzusetzen haben. Andrerseits wollte aber doch Laube nicht so weit gehen wie August Lewald, der die Behauptung aufstellte — und Schlesier war geneigt, mit ihm einig zu gehen —, dass die deutsche, neu aufstrebende Literatur von Frankreich inspiriert sei und aus Frankreich herübergeholte Tendenzen vertrete. Laube wollte dem nicht beistimmen, obwohl er den französischen Einfluss nicht zu leugnen suchte — war er selbst ja doch zu sehr der linksrheinischen Literatur verpflichtet. Um die realistische Tendenz, das lebensfreudige in der werdenden Literatur zu erklären, glaubte er in der eigenen deutschen Vergangenheit genug Vorbilder zu finden. Schon von seinen ersten schriftstelleri

schen Anfängen an wies er auf Gœthe als den wichtigsten Ausgangspunkt hin [1] und formulierte dies später mit folgenden Worten in seiner Literaturgeschichte: «Desshalb ist die Julirevolution nur ein Grenzpfahl, nicht ein Ursprung, wie man gern glaubt. Eben so wenig sind die französischen Romantiker von erheblicher Wichtigkeit. Die deutsche Art junger Literatur ist nicht ohne Verwandtschaft mit jener jungen französischen, aber das verwandte Blut stammt nur aus gleicher Anregung der Zeit, ein Abhängigkeitsverhältnis im Ursprunge findet gar nicht statt, und die Einwirkung im Fortgange ist sehr gering.» (IV, p. 96.) Oder an anderer Stelle: «Der Anstoss, welcher alle diese jungen Kräfte in Bewegung gesetzt hatte, war allerdings ein politischer gewesen, aber auch nur der Anstoss, die Themata selbst lagen von Gœthe, von Heinse, von Woltmann, von den Schlegel und Schleiermacher, von Heine her dem tiefern Blick vor Augen.» (IV, p. 199.) Auch Theodor Mundt suchte in einzelnen Essays und Kritiken das Interesse für die neue französische Literatur zu wecken, und wir werden ihm weiter unten bei Betrachtung einzelner französischer Autoren noch mannigfach begegnen. Seine Sympathie für die ganze Bestrebung dokumentierte er auch in seinen eigenen ersten Werken, in der «Madelon» und im «Basilisk», im «Salzschreiber» und in der «Madonna», später dann zusammenhängend in seiner «Geschichte der neueren Literatur», die eigentlich als eine Zusammenfassung früherer Einzelstudien zu betrachten ist.[2] Zurückhaltender verhält sich Gutz-

[1] In der Zeitschr. f. die eleg. Welt, 5. Dez. 1833 (vgl. Prölss p. 38.)

[2] Ich kann mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, hier ein empfehlendes Wort für dieses Buch einzuschalten. Es ist leider vergessen, wäre es aber wert, mehr gekannt zu sein. Nicht als Führer, aber als Darstellung eines selbständigen Geistes. Jedenfalls ist es durch seine oft originelle Auffassung anregend, ist lesbar geschrieben und mehr wert als die Darstellung von Laube und auch die von Menzel.

kow. Wenn er in seinem «Prinzen von Madagaskar» (1832) sich den billigen Witz gegen die Romantiker erlaubt: «Aha, ich merke schon, Sie sind ein junger Heros jener Schule, die man jetzt die Romantische nennt, ein Novellenschreiber, der ausländische Wörter zum Aushängeschild seiner Phantasien benutzen will. Ein guter Titel wäre z. B. das patagonische Wort Abrakaxapatakla . . .»[1], so dürfen wir das wohl nicht gar zu ernst nehmen, würde doch der Vorwurf auch auf ihn zurückfallen (Maha Guru). Aufrichtiger ist er wohl, wenn er später zurückblickend sagt: «Kann man es den Deutschen verdenken, wenn sie im Hinblick auf so viel Freiheit sich nicht mehr durch Schiller und Gœthe allein befriedigt fühlen?»[2]

Dass auch Börne bestrebt war, die Deutschen mit der französischen Literatur bekannt zu machen, liegt auf der Hand, sah er doch von jeher diese Tendenz als das Ideal seines ganzen Strebens an. Auch ist er meines Wissens der erste, der in seinen «Schilderungen aus Paris» einen Einblick in die neu aufstrebende Literatur zu bieten versuchte: «Die literarische französische Welt teilt sich in zwei Parteien, deren eine mit Wort und Tat für die *klassische*, deren andere für die *romantische* Literatur streitet. Klassisch nennen sie die altherkömmliche, legitime, vertragsmässige Literatur; romantisch nennen sie jeden Schriftsteller, der seinen eigenen Weg geht, sich um Gesetz und Herkommen nicht viel bekümmert und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausspricht, als es im literarischen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber sowohl die Anhänger als die Gegner der romantischen Literatur wissen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Ro-

[1] Ges. W. IV, p. 169.

[2] Br. aus Paris, ges. W. VII, p. 19.

mantischen besteht.»[1] Später geht Börne ganz in der Politik unter und kommt nicht mehr dazu, seinen Standpunkt den Franzosen gegenüber zu zeichnen. Doch gibt uns eine Stelle aus dem elften Briefe aus Paris Grund zur Annahme, dass er die Bewegung als Ganzes freudig begrüsst. «. . . Also je toller, je besser; denn die romantische Poesie ist den Franzosen nicht wegen ihres schaffenden, sondern wegen ihres zerstörenden Prinzips heilsam. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die emsigen Romantiker alles anzünden und niederreissen, und grosse Karren voll Regeln und klassischem Schutte vom Brandplatze wegführen . . .» Es scheint fast, als wäre er ihnen so freundlich gesinnt nur dank seiner falschen Auffassung von der Bewegung, zu der ihn sein fanatischer blinder Radikalismus veranlasst, denn in Wahrheit ist während keiner Epoche französischer Literatur mehr geschaffen, mehr aufgebaut worden, als während des Romantismus. Ich glaube zu meiner Auslegung von Börnes Lob um so eher berechtigt zu sein, als etwas später sein Urteil über die Romantiker in ganz anders gefassten Worten sich ausspricht, wenn er von einem allgemeinen und menschlichen Standpunkt ausgeht: «Von den Bemerkungen, die ich bei Gelegenheit des Atar-Gull[2] niedergeschrieben, teile ich Ihnen folgende mit, weil sie meine Ansicht von der unglückseligen Pariser Romanschriftstellerei ausdrückt und die Unerquicklichkeit, die ich ihr vorwerfe, zugleich erklärt und entschuldigt. Das moralische Klima, das seit fünfzig Jahren in Frankreich herrscht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das physische in den heissen Welt-

---

[1] Oder vielmehr Börne kommt hier wieder nicht über seinen deutschen Masstab hinaus und geht von vornherein von seinem deutschen Begriff aus.

[2] Roman von Eugène Sue.

gegenden hat; es reift die Menschen früh und altert sie schnell. Die talentvollsten französischen Schriftsteller, fast alle dem jungen Geschlecht angehörend, sind mit jenem Fluche der Frühreife belastet. Sie erwachen schon um Mitternacht aus ihren Jugendträumen und spotten derselben, ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen sie beim Scheine der Kerzen, und so sind sie lebensmüde, wenn der Tag anbricht, und die Morgenröte wird ihre Abendröte. Gewiss sind die unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen schon als Trauben verzehrt; sie werden keinen Wein keltern für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kommt, werden sie kaltes Wasser trinken müssen, und es wird sie frösteln» . . .[1]

Auch von Heine, der sich doch das gleiche Ziel wie Börne gesteckt hatte, erhalten wir keine zusammenfassende Darstellung der romantischen Poesie Frankreichs, und wo er sich über den Romantismus als Ganzes ausspricht, da lautet es für seine Freunde nicht sehr schmeichelhaft. Er beschuldigt sie des Plagiatismus — es herrsche in ihrer république des lettres Gedanken-Gütergemeinschaft. Er vergleicht die französischen Autoren der Gegenwart den Restaurants, wo man für zwei Franken zu Mittag speist. «Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, dass sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt und verfault bezogen.» [2]

Wienbarg verhält sich auch mehr ablehnend, aber er erkennt an, dass die neue Prosa an der französischen sich gebildet habe, und Prosa ist ihm, wie Mundt, das vollkommenste Ausdrucksmittel der neuen Zeit:

---

[1] Brief vom 31. Dez. 1834 bei Gutzkow, Börnes Leben, ges. W. XII, p. 394.

[2] Gedanken und Einfälle (Elster) VII, p. 426, vgl. auch V, 478 ff.

er beneidet die französischen Dramatiker um ihre Popularität, möchte für das deutsche Drama auch solche «volle Häuser, gespannte Teilnahme, erschütterte Herzen, leuchtende Blicke, Bewunderer, Freunde, Feinde, Neider.»[1] Doch wirft er den romantischen Dramatikern ihre allzufreie Behandlung historischer Stoffe vor, bei deren Bearbeitung Dichterwillkür unzulässig sei.[2]

Getreu seinem Vorbilde Béranger, verhält sich Chamisso ablehnend gegen die Romantiker, nimmt aber ihre freiheitlichen Ideen begeistert auf. Merkwürdigerweise sind auch für ihn, der doch in seinen Dichtungen vor dem Ärgsten nicht zurückscheut, die naturalistischen Tendenzen der französischen Romantiker der Grund dieses Verhaltens. «Zum Erschrecken durchschauende Blicke in die Verderbnis des menschlichen Herzens und der Gesellschaft» schreibt er über die Lektüre der Romane von Hugo und Balzac an Andersen, «eine entgötterte Welt, eine Nacht, jenseits welcher keine Sonnenstrahlen; der Satan von Milton schlägt mit Riesenschwingen das Nichts, aber es kann ihn nicht tragen und er fällt unabsehbar.»

Ich kroch hinauf; von dorten sah ich nur
Ein Meer von Trümmern starre Wellen schlagen.
Kein Quell, kein Grün, von Leben keine Spur!
Hier hält mich, sonder Ausgang, fast erschrocken,
Die tote, die entgötterte Natur.

so schreibt er auch in seinem Gedichte *Θάνατος*, dem «Fiebertraum, durch die Erzeugnisse der neueren französischen Romanenliteratur veranlasst.»[3]

Interessanter und lehrreicher als diese einzelnen Meinungen, ist die allgemeine Stimmung, das Für und

---

[1] L. Wienbarg, Zur neuesten Literatur, p. 66.

[2] In den Hamburger Blättern 23. April 1842 (nach Victor Schweizer, Ludolf Wienbarg als jungdeutscher Ästhetiker Leipzig Diss. 1896 p. 75).

[3] Chamisso, Gedichte ed. Walzel, p. 294.

Wider, das sich nach der Julirevolution in den fünf ersten Jahren des vierten Jahrzehnts kund tat in Büchern und Zeitungspolemiken, in Broschüren und Pamphleten. Ich habe schon oben Gelegenheit gehabt, ein Wort Gutzkows anzuführen, dass die Deutschen im Hinblick auf so viel Freiheit, um die sie Franzosen und Engländer beneideten, sich nicht mehr mit Schiller und Gœthe begnügen konnten. Ich wiederhole sie, da sie den besten Anhaltspunkt geben zur Erklärung der neu auftauchenden Tendenzen in der deutschen Literatur. Die klassische Epoche, obwohl ihr Haupt noch unter den Lebenden und Schaffenden weilte, wurde als eine fertige, abgeschlossene bewundert und gefeiert; der jungen Generation erschien sie als etwas Fremdes, Vergangenes, es war nicht Blut von ihrem Blute. Die einen verehrten ihre Kunstschöpfungen als unerreichbares und erstrebenswertes Ideal, sie verehrten sie, aber das Gefühl des Epigonentums liess sie nicht in lebendiger Liebe in ihr aufgehen. Die Andern, durch das Gefühl nur Epigonen zu sein, bedrückt und gedemütigt arbeiteten sich in einen wachsenden Ärger und Hass gegen die beneidete Grösse und abgeklärte Harmonie hinein und freuten sich jeder erspähten Schwäche, an der sie die bewunderten Grössen angreifen und herabziehen zu können vermeinten. Die Romantik hatte sich auch ausgelebt, teilweise in ihren Extremen überlebt. Den literarischen Markt beherrschte die fade und unfähige Mittelmässigkeit: eine süssliche, wässerige Lyrik, die in unübersehbarer Almanachsliteratur das Land überschwemmte; blutlose, schwammige Romane, die der ungeheure Enthusiasmus für Walter Scott wie Pilze aus dem Boden trieb; eine dramatische Literatur, die mit schwindsüchtiger Lunge den mächtigen Flug Schillers zu überbieten trachtete. — In diese jämmerliche

Gesellschaft traten plötzlich unangemeldet die Reisebilder Heines ein, keck und spöttisch; kühn und selbstgefällig die eigenen Züge offen einführend, in diese hinter fremden Masken vermummt sich spreizenden Philister. Jubelnd schloss sich ihm die begeisterte Jugend an, sie glaubte in ihm den Geist gefunden zu haben, der die Kraft besitze, alle die schlummernden Bedürfnisse und Hoffnungen der neuen Zeit zu umfassen, auszusprechen und den unsicher Herumtappenden den Weg zu zeigen und zu bahnen. Heine besass diese Kraft nicht. Er konnte sich nicht über seine Zeit erheben, die in mächtigen Wogen über Allen zusammenschlug. Die Zeitereignisse waren mächtiger als die Persönlichkeiten. Es fehlte die grosse Individualität, oder wie es Laube auffasste, es war die ganze Zeit so poetisch, dass die Poesie daneben matt aussah.[1] Das gibt der ganzen Zeit dieses Unstäte, Haltlose, das «Zerrissene», wie sie es vorzugsweise nannten. Unter diesem Titel suchte Sternberg 1832 in einem Roman seine Zeit zu schildern, einen Vorwurf, den ausser ihm noch mancher andere in mehr oder weniger poetischer Form zu verarbeiten unternahm. Mundt zeichnet uns in seiner Novelle «Der Bibeldieb»[2], einem Protest gegen das neu aufblühende Muckertum, ganz hübsch den Konflikt, der in der Gesellschaft der dreissiger Jahre ausgebrochen ist. Wir müssen uns stets diesen neu-pietistischen Zug, dessen Niederschlag wir als heilige Allianz in der Geschichte wiederfinden, bei der Beurteilung des jungen Deutschland vergegenwärtigen, so manches harte Urteil würde dadurch gemildert, so manches Extrem begreiflicher. Die Zeit hat als gerechte Richterin alle die Mittel-

---

[1] Laube, Politische Briefe 1833 (Das neue Jahrhundert II), p. 116.

[2] 1833 im «Morgenblatt», in wenig erneuerter Gestalt 1837 in den «Charakteren und Situationen».

mässigkeit ausgemerzt, durch die allein diese Zeitströmung Ausdruck fand, und so ist es kaum möglich, sich für den Kampf zu erwärmen, da der Feind vergessen und tot ist.

Es ist dies aber nur das eine Element in dem literarischen Kampfe; damals weniger tiefgehend, aber von bleibenderer Bedeutung ist das andere, das nationale Element. Durch die poetische Apotheose Napoleons und dann besonders durch die Julirevolution, endlich durch die kosmopolitische Tendenz der Neuerer wurde der Parole nach und nach eine politische Nuance beigegeben. Die jungen Kämpfer, die, durch die ähnlichen Bestrebungen jenseits des Rheines ermutigt, gerne auf Frankreich hinwiesen, wurden dadurch selbst die Ursache, dass man in ihnen Nachahmer der Franzosen erblickte, ihnen vorwarf, dass sie nur französische Ideen nach Deutschland verpflanzten. Dies machte den Kampf zu einem viel erbitterteren. Nicht jeder hatte die langen Jahre des Krieges vergessen können. Vielen, besonders der älteren Generation, war das französische Volk noch auf gut Jahn'sche Weise als Nationalfeind verhasst, alles, was von «drüben» kam, wurde bekämpft oder im Bewusstsein des Sieges verachtet. So standen sich im Verlauf des Kampfes nicht mehr bloss Philister und lebensfreudige Kampfnaturen gegenüber, es wurden noch beidseitig die Reihen verstärkt durch christlich-deutsch gesinnte, konservative Patrioten und eine weitherzige, begeisterte Jugend, die einen kosmopolitischen Liberalismus verkündete nach französischem Vorbild. Nicht durchgehend fielen diese Richtungen zusammen und nicht jeder Kämpfer stritt für beide Tendenzen zugleich. Die Führer waren auf der einen Seite Tieck und Willibald Alexis (die einzigen bekannten Namen), auf der andern die später unter dem Schlagwort «Junges

Deutschland» zusammengefassten Autoren, und Menzel. Nicht vergessen darf man noch eine andere merkwürdige Erscheinung: Börne und Heine waren die anerkannten Häupter der jungen Stürmer und Dränger, und dies veranlasste die christlich-entrüsteten Feinde, die ganze Bewegung als eine jüdische zu verschreien. Ihre liberalen Bestrebungen erstreckten sich auch auf die Judenfrage, und da sie alle sich mit dieser Frage befassten, kam es soweit, dass der blinde Hass nicht nur Menzel, sondern auch Gutzkow und Laube zu Juden beschnitt; ja seinem Uriel Acosta hat es Gutzkow zu danken, dass ihm bis heute noch die israelitische Abstammung gelegentlich zugesprochen wird.

Die seit 15 Jahren unnötigerweise mitgeschleppte Deutschtümelei breitete sich wie eine Pest über ganz Deutschland aus und erhielt nun durch die jüngsten Ereignisse neue Nahrung. Friedrich Seybold, der süddeutsche revolutionäre Pamphletist, geisselte sie schon 1830 in seinem komischen Roman «Der Patriot». Und auch Gutzkow lässt sich in seinen Narrenbriefen die Gelegenheit nicht entgehen, auf diesen lächerlichen Rassenhass anzuspielen[1]: «Wenn man an diesen letzten Örtern (in Berlin) noch nicht weiss, dass ich ein Erzschelm von Republikaner bin, so wär' ich ja zu Gnaden wieder aufgenommen. Nenne mich ihnen als einen Radikalreformer, einen Hunt, so haben sie mich doch noch lieber, als wenn ich irgend einen Anklang an französisches Leben verrate... (Frankreich ist für Preussen ein Nichts).... Die Kammer wird gehasst, weil konstitutionelle Formen in Preussen a priori ein Gräuel sind. Lafayette gilt in Berlin als der lächerlichste alte Geck, der sich auf seinem revolutionären Steckenpferde fast kindisch gebärdet. Vor Blättern,

[1] Gutzkow, «Briefe eines Narren an eine Närrin, 1832», p. 117/118.

wie die « Tribune », die « Revolution », der « National » schlägt man ein Kreuz ..... Simonisten sind die Preussen längst gewesen, wie die « Allgemeine Zeitung » jüngst berichtete. — Was bleibt da übrig? Vielleicht das schöne, erhabene Beispiel eines Staates, der frei, unabhängig von den Wirren dieser Zeit, sein Glück in sich und seinem Könige findet?.... ».

So wurde von beiden Seiten mit immer grösserer Erbitterung gefochten. Börne schickte seine Pariser Briefe über den Rhein, die, wie Höllenmaschinen, unter falscher Aufschrift in Deutschland versandt wurden und hier explodierten. Die Kritiker der feindlichen Armee fanden keine Ausdrücke, um ihr Entsetzen, ihre Empörung kund zu tun. « Noch nie habe ich ein Buch mit so steigendem Widerwillen, bis es zuletzt völliger Ekel wurde, durchgelesen », beginnt Willibald Alexis seine Kritik der Briefe [1] und fährt so spaltenlang in diesem Tone fort. Der « Häringssalat », den ihm Börne als Antwort schickte, gewährt einen Einblick in die Kampfesweise des Romanschreibers, die ich ihm übrigens nicht verarge, da sie ganz zeitgemäss ist. « Gegen L. Börne, den Wahrheit-, Recht-, und Ehrvergessenen Briefsteller aus Paris » (Altona 1831) betitelte ein Dr. Meyer seine Kampfschrift. Und im folgenden Jahre erschien ein pseudonymes Pamphlet unter der vielsagenden Aufschrift: « Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abenteuer des ewigen Juden, unter dem Namen Börne, Heine, Saphir u. A. zum Besten der Anstalten gegen die Saint-Simonie ans Licht gestellt von Cruciger, Friedrich-Wilhelmstadt 1832 » [2].

---

[1] Blätter für literarische Unterhaltung, 1./2. Dezember 1831, Nummern 335/336.

[2] Dieses Pamphlet, das Menzel in seinem Literaturblatt 1833, Nr. 5, die Blätter f. literarische Unterhaltung 1832, Nr. 204, erwähnen, finde ich neuerdings überall zitiert, aber ohne dass es jemandem bekannt

Damit bekommen wir auch gleich das neue Element in den Streit verflochten, das Hepp! Hepp! Geschrei gegen die Juden. Übrigens nicht zum ersten Mal. 1831 erschien in Nürnberg eine kleine Flugschrift: «Der Völkerfrühling und seine Verkünder», von Jordanus Brunow, die in den Blättern für literarische Unterhaltung (1831, Nr. 182, 183, 1./2. Juli) eine charakteristische Rezension erhielt. Der ungenannte Kritiker zeichnet hier einen später mit Erfolg begegangenen Weg vor, wenn er sein Urteil in folgende Worte kleidet: «Unter den Schwätzern, die durch leidenschaftliches, sinnloses Geschrei die Verwirrten nur noch mehr verwirren, steht *Heine* oben an. Eine gewisse, leichte Erregbarkeit des Gemüts, die ihm mit der Mehrzahl seiner Stammesgenossen gemein ist... Was Heine unter Freiheit versteht, ist die Losgebundenheit von Sitte und Sittlichkeit.... Aus der Mitte der bewundernden Menge ist für Heine bereits mehr als eine Stimme laut geworden; eine tönendere aber noch nie, als jene des pseudonymen Verfassers des «Völkerfrühlings», Jordanus Brunow... Mehr haben wir über das Büchlein nicht zu sagen, ausser dass mit Heine, als Verkünder des neuen Völkerfrühlings, im Verfolg noch Börne und Weitzel zusammengestellt werden. Den Letztern halten wir für einen Druckfehler; der scharfsinnige Verfasser wollte zuverlässig schreiben; Saphir!.....».

Es wird sich mancher gewundert haben, als ich oben Wolfgang Menzel erwähnte, als einen der Hauptkämpfer für die neuen Ideen und Bestrebungen. Die Menschen gehen meist so in die Geschichte über, wie sie zuletzt den Überlebenden erschienen, und so

---

zu sein scheint. Von der Bibliothek Strassburg wurde es mir zur Verfügung gestellt, wohin es mit der Menzel'schen Bibliothek gelangt sein dürfte.

ist Menzel heute als der Denunziator des jungen Geschlechts, als ihr heftigster Gegner in der deutschen Geistesgeschichte fixiert. Weit entfernt von der Absicht, ihn zum Gegenstand einer « Rettung » zu machen, möchte ich nur versuchen, zum Verständnis seines unverzeihlichen Vorgehens eine Erklärung zu geben, die, wenn auch nur Hypothese, doch den Vorzug psychologischer Möglichkeit für sich hat. Menzels Literaturblatt war immer als ein kräftiges Organ im Kampf gegen das Philistertum und die moralische Plattheit der zeitgenössischen Literatur geachtet und gefürchtet. Sein vorschnelles und ungehobeltes, aber subjektives, kühnes Urteil hatte bei den Jungen besonders apodiktische Gültigkeit und alle sahen mit Freuden auf den tapfern Mitkämpfer, der sein einflussreiches Blatt gern mit erfreulichem Wagemut der gährenden Jugend zur Verfügung stellte, tapfer für die von ihren Anfängen an Vielgeschmähten eintrat und sie protegierte. Gutzkows erste Publikation, das « Forum der Journalliteratur » ist ein Dokument für seine unbeschränkte Begeisterung; jahrelang stellte er seine ganze Tätigkeit in den ausschliesslichen Dienst des Stuttgarter Diktators. Laube und Heine allerdings standen ihm kühler gegenüber, denn Menzel konnte nie die ausgetretenen Kinderschuhe eines alten Burschenschafters ausziehen. Sein deutscher Sinn tönt immer und überall durch, aber er war nicht so beschränkt, wie seine Genossen; sein Kampf gegen die in erschreckendem Masse zunehmende politische Reaktion und moralische Plattheit stellte ihn in die Reihen der Neuerer. Auch hinderte ihn seine teutsche Gesinnung nicht, den französischen Bestrebungen mit offenem Auge und mit erfreulicher Objektivität gegenüber zu stehen. Zeuge davon sind seine Besprechungen der Werke Victor Hugos und von dessen Freunden, die zum Besten in

der damaligen deutschen Kritik gehören. Diese offene Gesinnung dokumentieren auch seine Besprechungen, die Heine und Börne zum Gegenstand haben. Eine bezeichnende Ausnahme, prangt Börnes Name, umgeben von einem Lorbeerkranz, als Kopfleiste der ersten Nummer seines Blattes. Börnes Briefe aus Paris begrüsste er als erfreuliche Waffe in dem ausgebrochenen Kampfe.[1] Aber auch Andere liefern uns Zeugnisse für seinen engen Zusammenhang mit den Jungdeutschen. Ich habe soeben ein kleines Schriftchen: «Der Völkerfrühling» und dessen Kritik angeführt. Wenige Tage später, am 14. Juli, findet sich im selben Blatte eine kleine Notiz als Kuriosität: «In einem Schriftchen: «Der Völkerfrühling und seine Verkünder», von Jordanus Brunow, wird das Heil Deutschlands von einem Dreimännerbunde oder einem Schriftstellerkleeblatt, von Börne, Heine und Weitzel, erwartet.... Man ist auf das Ergebnis dieser wichtigen Allianz sehr gespannt, und sieht nächstens einem Aufrufe der 3 Männer am Jordanus (*in dem Einige den gefürchteten Kritiker in Stuttgart erkennen wollen*) zur Teilnahme an dem Erlösungswerke der deutschen Nation entgegen. Wahrscheinlich werden einige belletristische Journale die Stelle der Trompeten von Jericho einnehmen müssen.» Eine ganz ähnliche Ansicht vertritt W. Alexis in seiner auch schon erwähnten Rezension von Börnes Pariserbriefen, wenn er sagt: Deutsch-

---

[1] Börne zitiert selbst in seinem 63. Briefe ein Schreiben Menzels an Campe, worin es heisst: «Sie werden meine, in diesen Tagen erschienene Kritik der Börne'schen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine Winkelkritik wird je imstande sein, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreissen. Sein Genie sichert ihm für alle Zukunft eine der ehrenvollsten Stellen unter den ersten unserer Literatur. Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren Patrioten im höchsten Grade achtungswert. Selbst das frivole Hundegebell, das sich gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen.»

land würde eine Republik, dann würden sie ein Pantheon errichten. «.... Die Heinriche, Ottos, die Luther und Friedriche sind natürlich antiquiert. Vorn werden ausgehauen in Stein: Börne, Menzel, Heine....».

Menzel trat aber auch noch 1833 energisch ein für das Judentum und dessen Emanzipation, gegen den heftigen Antisemitismus eines Paulus und wies nachdrücklich auf Frankreich hin, wo die Bestrebungen der Juden mit gutem Erfolg realisiert würden. Im selben Jahre gab ihm das Pamphlet «Neueste Wanderungen....» (siehe oben) Anlass zu einer Verteidigung der angegriffenen Jungdeutschen (Literaturblatt Nr. 5) und im Verlauf sagt er: «Das Hepp Hepp rufende literarische Lumpengesindel wirft man aber billig vor die Tür...». Und so noch 1833![1] Allerdings muss ich auf eine Kritik Menzels von Balzacs «Peau de chagrin» aufmerksam machen, die wenige Tage später erschien (Nr. 19) und deren Eingangsworte einen Begriff von dem Tone der ganzen Kritik geben: «Die vernünftigen, gescheiten, praktischen Franzosen, sind auf dem Wege, recht fade und albern zu werden.....» Nicht von Menzel selbst sind zwei Kritiken im selben Jahrgang, auf die ich noch die Aufmerksamkeit lenken möchte[2], denn dass er sie in sein Blatt aufgenommen hat, kann als Beweis dienen, das Menzels Sympathien für Frankreich und seine Literatur schon stark im Abnehmen begriffen sind. Das eine Mal ereifert sich der Einsender gegen die in Paris neu aufkommende Literaturgattung der «contes et nouvelles»,[3] «ein neues Literaturge-

[1] Sogar im August 1835, also einen Monat vor dem Bruch, tritt er noch für die Judenemanzipation ein (Nr. 78).

[2] Die beiden Rezensionen sind unterzeichnet von Dr. Mr. (?) und finden sich im Literaturblatt 1833, Nr. 97.

[3] Es handelt sich um «Champavert. contes immoraux» von P. Borel und «Le Nepenthès» von Loeve-Veimars.

wächs », « eine Schmarotzerpflanze », die den Platz der in ihrem Ansehen sinkenden Mémoires einnehmen möchte. « Heutzutag jagt eine Contes-Sammlung die andere; contes fantastiques, drolatiques, philosophiques, psychologiques, braune, blaue Erzählungen, Erzählungen von allen Farben für alle Alter, für alle Geschlechter und von allen Arten, nur mit dem Unterschied, dass die mittelmässige und schlechte Art bei weitem vorherrscht.... ». Die andere Rezension schliesst sich hauptsächlich an die « Valentine » der George Sand an und dürfte deshalb doppeltes Interesse beanspruchen. Der Verfasser konstatiert vorerst, dass die neuen Werke, welche den « jetzigen sittlichen und gesellschaftlichen Zustand Frankreich's treu abspiegeln » sollen, sämtlich darauf ausgehen, zu zeigen, « dass Pflicht und höhere Menschenwürde unterliegt, Sinnlichkeit aber und wilde Leidenschaften Recht behalten und triumphieren. — Der Kampf gegen sie, indem endlich die Tugend obsiegt, wird nicht mehr beschrieben, weil man ihn, wie nun einmal die Sachen stehen, für unnatürlich, untunlich und lächerlich hält, unsere neueste Literaturschule aber nur Wahres geben und darstellen will.... In den Dramen unserer neuesten französischen Schule sehen wir die schmutzigsten und sittenlosesten Bilder, Szenen aus Bordellen und Spielhäusern, kurz, die Wollust und das Laster mit aufgelöstem, fliegendem Haar, besoffen, heulend und schreiend, wie eine Wölfin. Dies ist unsere jetzige Schule der Sitten! Hierzu kommt noch eins: Das, was die Franzosen sehr schön « mouvement des esprits » nennen, hat sie dahin gebracht, dass alle ihre Ideen über Recht und Pflicht in der bürgerlichen Gesellschaft, ganz offen und entschieden, mit der Moral gebrochen haben, und besonders mehr Freiheit oder eigentlich Ungebundenheit und Zügellosigkeit in unseren Verhältnissen mit

dem weiblichen Geschlecht erheischen. Was in dieser Beziehung früher Sitte war, heisst jetzt Utopien, an denen nur noch Leute hängen können, die beschränkten und « systematischen » Geistes sind. Aus dieser Richtung unserer Ideen geht auch die Bemühung hervor, die Ehescheidung wieder herzustellen ...... Der Roman handelt jetzt von nichts mehr, denn von Ehebruch. Die Saint-Simonisten und ihnen nach viele Schriftstellerinnen sprechen sich in ähnlicher Art in Zeitschriften aus. Was wird aus alledem werden? ....» Nach einer eingehenden, aber absprechenden Inhaltsangabe der « Indiana » und der « Valentine » schliesst dann der Kritiker mit den Worten: « Daraus soll nun, nach der Absicht des Verfassers hervorgehen, dass unsere heutigen bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ganz verkehrt und unausstehlich seien und dass man wohl tue, sie zu brechen und sich frech darüber wegzusetzen wie die Indiana .... Der Verfasser Valentinens hat sich wahrscheinlich nicht ohne Bedeutung den Namen Sand beigelegt, weil er glaubte, mit ihm einige Ähnlichkeit zu haben. Darin irrte er aber sehr, denn sein Romanelement ist Leidenschaft, Gemeinheit und Laster. Sand war ein überspannter, fieberhafter, junger Mensch, aber reinen Herzens und mit hoher Begeisterung für die Tugend. »

Dass Menzel eine solche Philippika in sein Organ aufnehmen mochte, zeigt wie sehr seine Sympathien für die neue französische Literatur abgenommen hatten. Seine eigenen Kritiken sind aber immer noch sachlich gehalten, berücksichtigen nur seinen, allerdings beschränkten, ästhetischen Standpunkt, und motivieren sein späteres Vorgehen keineswegs. Ich muss noch eine weitere Ursache dazu beizubringen suchen. Man kann konstatieren, dass der Kampf zwischen der alten

Zeit und den neuen Ideen immer heftiger und erbitterter geführt wird. Menzel wird durchgehends zu den Fortschreitenden gezählt. Diese aber sind, wenn auch nicht ideell, so doch materiell entschieden im Nachteil. Der deutsche Geist ist schwerfällig und langsam, kein Wunder, wenn die Mehrheit der Bürger beim Althergebrachten bleiben will, darunter beinahe alles, was einen Namen und eine einflussreiche Stellung hat. Man darf wohl behaupten, dass die Mehrzahl der jungen Kämpfer sogenannte verkrachte Existenzen waren, ohne Beruf und staatliche Stellung, zudem grossenteils schon sonstwie bei den Regierenden schlecht angeschrieben.[1] Um mit diesen fest zusammenzuhalten, mit ihnen in Reih und Glied zu kämpfen, auf die Gefahr hin, von der Gesellschaft ausgestossen zu werden, dazu brauchte es einen festen Charakter, Mut und unbedingte Hingabe an die Sache, für die man kämpfte. Wie sehr es dessen bedurfte, zeigt der allgemeine Rückzug nach erfolgter Denunziation. Menzel wird man kaum so viel Begeisterung zutrauen dürfen wie den andern, die ja zudem nichts zu verlieren hatten, während Menzel eine geachtete und einflussreiche Stellung bekleidete. Wir können so verstehen, dass Menzel nachgerade seine literarische Kampfstellung gefährlich erschien, dass er auf seinen Rückzug bedacht sein wollte. Da erschien 1834 unter vielen andern Streitschriften auch ein Pamphlet von Heinrich Stephani: «Heinrich Heine und ein Blick auf unsere Zeit.» Diese scheinbar von objektivem literarhistorischen Standpunkte aus verfasste Schrift ist geschrieben in der denkbar gehässigsten Sprache, erfüllt von den unverschämtesten Insinuationen, und von der verderblichsten Tendenz eingegeben. Wird auch ein Einschreiten der

---

[1] Vergl. Geiger, Das junge Deutschland und die preussische Censur 2. Kap.

Staatsgewalt nicht mit Worten verlangt, so lässt sich der Wunsch doch leicht zwischen den Zeilen lesen. Wie der Titel zeigt, richtet sich der Angriff hauptsächlich gegen Heine, der als das Haupt der neuen Bewegung angesehen wurde, deren Ursprung man in Frankreich zu finden glaubte. «So wird die neue Zeit, welche Laube und Wienbarg verkünden, damit anfangen, dass die ganze Welt in ein Findelhaus umgeschaffen wird. Das versteht sich von selbst, dass auch die Ehe mit allen ihren wesentlichen Ritualien aufhört, und dass eine Gütergemeinschaft auch in Absicht auf die Frauen allgemein anerkannt und eingeführt wird. Wie es scheint, gehört demnach Herr Laube zu den St. Simonisten, deren Mitglied Heine sein soll.» (S. 115.) Wie sich Stephani das junge Deutschland denkt, zeigt folgende Stelle (S. 50): «Die von ihrer Partei für die Fähigsten gehalten wurden, waren zwei abtrünnige Juden, Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zu ihnen gesellte sich Wolfgang Menzel, alsdann Heinrich Laube und L. Wienbarg.» Was er von dem uns ungewohnten Mitglied Menzel zu sagen weiss, ist nicht gerade schmeichelhaft: «Neue Bilder kann er freilich nicht bringen, desto ehrlicher verkauft er uns aber die abgeschliffene Garderobe Börnes, und ruft dabei auf jeder Seite sechsundzwanzigmal, es wären echte Pariser Modewaren. Wohl! Sehr wohl! Es sind französische Schnitte, die unsere deutsche Weise, unsere Eigentümlichkeit, unsern Charakter, unsere Nationalität verdrängen sollen.» (S. 60.) Die gefährlichste Anklage aber, die er gegen die ganze Partei richtet, fasste er in folgenden Ausruf zusammen: «O tempora! o mores! So weit musste es kommen, dass sich die Frivolität und Unzucht so breit machen und ihr Zelt unter dem Namen geistreicher Schriftstellerei in Leipzig und Paris aufschlagen durfte!» (S. 95.) Dass

sein Name auf diese Weise in einer so gefährlichen Nachbarschaft erschien, musste Menzel erschrecken. Er musste auf irgend eine Weise dem Publikum zu verstehen geben, dass er keineswegs zu diesen Leuten gehöre. Wie dies bewerkstelligen? Einen Gesinnungswechsel auf unauffällige Weise einleiten und dokumentieren, dazu bedurfte es langer Zeit, er hatte zu eifrig und anhaltend in seinem Blatte für die neuen Ideen gekämpft. Die Zeit aber drängte. Die Pamphlete und Angriffe mehrten sich: schon rief ein gewisser Burkhardt in dem «Organ des deutschen Buchhandels» die Behörden zu tätigem Einschreiten auf.[1] Das Nächstliegende, wenn auch widrigste Mittel war, durch eine selber inszenierte Denunzitation jeder andern, die auch ihn treffen konnte, vorzugreifen, die Mitstreiter zu vernichten und selbst den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Ein eben ausgebrochener Zwist mit Gutzkow und dessen neuester Roman «Wally«, in dem allerdings ein unreifer Kopf der berechtigten Tendenz durch schlecht angebrachtes Forcieren eher Abbruch tat, Menzels unfreundlichere Stellung zu den Franzosen gaben die erwünschten Handhaben zum Angriff. Dieser erfolgte am 11. und 14. September 1835 in Nr. 93 und 94 des Literaturblattes in Form einer Kritik von Gutzkow's «Wally». Ich kann hier nicht auf dieses Manifest näher eingehen, da dies den Rahmen meiner Darstellung sprengen würde.[2] Es genügt, einzelne Sätze herauszuheben: «Ich finde da einen Roman des Herrn Gutzkow, der in der That von Frechheit und Immoralität schwarz aufgeschwollen ist, und muss nun meines Amtes warten.»

---

[1] H. H. Houben, Gutzkowfunde, S. 202.

[2] Ausführlichere Inhaltsangabe bietet Prölss j. D. p. 600 ff., Brandes j. D. p. 245, für den Streit überhaupt vergleiche auch noch Geiger, d. j. D. und die Censur, und Mundt im Freihafen 1840.

«So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen», ruft er pathetisch aus und er lässt es auch an keinem Mittel dazu fehlen. Seine Tendenz spricht sich schon aus, wenn er das ganze gegen «la jeune Allemagne» richtet, wodurch er ihre französischen Sympathien brandmarken will. «Die Unsitte kam immer von Frankreich herüber, . . . kann es eine frechere Anmassung geben, als, von den Franzosen angesteckt, sich für das junge Deutschland auszugeben?» «Da wankt das kranke, entnervte und dennoch junge Deutschland aus dem Bordell herbei, worin es seinen neuen Gottesdienst gefeiert hat» . . . «Nur im tiefsten Kote der Entsittlichung, nur im Bordell werden solche Gesinnungen geboren. Sie waren gäng und gäbe bei den französischen Sykophanten des altfranzösischen Hofes. Im Palais royal wurden sie zuerst aus der Hofsprache in die der Jakobiner übersetzt . . . Herr Gutzkow hat es über sich genommen, diese französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, aufs neue nach Deutschland überzupflanzen.» Es ist «potenzierte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit.»[1] Dann springt er ganz von der «Wally», die ihm nur als Vorwand diente, ab und eifert gegen das neue Unternehmen, das diese «Huren und Buben»

[1] «Unter der Maske des französischen Republikanismus schwärzt diese neue Frankfurter Läster- und Lasterschule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleisch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe, sind ihre Schlagwörter, und sie schreiben nicht nur selbst obszöne Bücher, sondern wärmen auch die alten wieder auf. Man schliesst sich zum Teil an Saint-Simon an, man verkündet einen noch ausschweifenderen Republikanismus ohne Tugend, eine Hetärenrepublik im grössten Stile.» So schreibt er einige Nummern später (109) in der Kritik von Wienbargs ästhetischen Feldzügen, unter dem Schlagwort «Unmoralische Literatur».

Der zweite Satz bezieht sich auf Laubes Neuausgabe der Werke von Heinse, Gutzkows Neuausgabe der Schleiermacher'schen Briefe über die Lucinde.

planen: «Die deutsche Revue», die im Hinblick auf Frankreichs periodische Schriften, die «Revue des deux mondes» und die «Revue de Paris» in Deutschland ins Leben gerufen werden sollte. «Aber ich will meinen Fuss hineinsetzen in Euren Schlamm, wohl wissend, dass ich mich besudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich wärmt» . . . «Diese Schule wird nicht aufkommen!» — Man sieht, mancher Passus klingt ganz an das Pamphlet von Stephani an, und auch deshalb glaube ich annehmen zu dürfen, dass die vorangegangenen Pamphlete stark auf Menzel eingewirkt hatten. Dass es ihm nicht nur um eine ästhetische Vernichtung des jungen Deutschland zu tun war, zeigt ein Brief an Mundt deutlich genug. Er muss die Absicht gehabt haben, die Behörde auf die aufstrebenden Geister aufmerksam zu machen, er muss auch Kenntnis gehabt haben von den Schritten, die diese auf seine Aufforderung hin tat. Sonst könnte er nicht Mundt auffordern, sich auf seine Seite zu schlagen, mit der Warnung: «*Bald, in wenig Wochen schon*, werden Sie bedauern, die Gelegenheit *nicht* benutzt und durch eine würdige Stellung *gegen* die Frankfurter Ihrem Journal die bessern und *unverlierbaren* Sympathien der gebildeten Welt zugewendet zu haben.» [1]

---

[1] Mundt im Freihafen 1840, 4. Heft, p. 271. Über die Stellung Menzels kann man auch vergleichen die Darstellung Heines in seinem Buch über Börne (Elster. VII, 109 f.): «Ja, er wurde nur scheinbar abtrünnig . . . denn er hat der Partei der Revolution niemals mit dem Gemüte und mit dem Gedanken angehört. Wolfgang Menzel war einer jener Teutomanen, jener Teutschtümler, die nach der Sonnenhitze der Juliusrevolution gezwungen wurden, ihre altdeutschen Röcke und Redensarten auszuziehen und sich geistig wie körperlich in das moderne Gewand zu kleiden, das nach französischem Masse zugeschnitten . . . Menzel war der Erste, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutschen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm und mit Lust wieder in die alten Ideenkreise zurückturnte . . . Wie wenig Furcht er mir in dieser Gestalt

So war der Bruch erfolgt. Die Regierung erliess das unerhörte Verbot und, Dank dem Vorgehen Menzels, wurde die jeweilige Stellung zu Frankreich zu einem entscheidenden Moment in der Parteinahme für oder gegen die Verfolgten. Und dies kaum ein halbes Jahr nach dem Börne ahnungslos und vertrauensselig geschrieben hatte: «Mais le jour avance, encore quelques heures historiques, et ces brouillards qui séparent deux nations se dissipent. Alors nous nous reconnaîtrons; les Français montent, les Allemands descendent, pour se donner les mains tâchées d'encre, et alors ils mettront leurs plumes aux mains rouges de leurs rois, pour s'en servir à écrire, sur les bords du Missouri, le dernier chapitre de leur règne.» [1] Es sollte noch viel Tinte fliessen, nicht zum wenigsten in dem leidenschaftlich geführten Kampfe, den Menzels Schritt hervorrief, und in dem Frankreich eine grosse Rolle spielte. Menzel und seine Parteigenossen eiferten sich immer tiefer hinein in einen Hass gegen Frankreich, während umgekehrt sich die Angeschuldigten auf Frankreich beriefen. So sucht Gutzkow das Hinfällige eines obrigkeitlichen Einschreitens gegen literarische Produktion im Hinblick auf französische Zustände darzutun. «Wird in Frankreich irgend eine Autorität daran denken, der unter dem Namen George Sand schreibenden Dame für ihre bizarren, gegen alles Herkommen anstürmenden Romane mit dem Halseisen zu lohnen?» [2] oder an anderer Stelle: «Wenn man in

---

einflösste, so sehr ängstigte er mich einige Jahre früher, als er plötzlich für die Juliusrevolution und die Franzosen in schwärmerische Begeisterung geriet, als er für die Rechte der Juden seine pathetischen, grossherzigen, lafayettischen Emanzipationsreden hielt, als er Ansichten über Welt- und Menschenschicksal losliess, worin eine Gottlosigkeit grinste, wie dergleichen kaum bei den entschlossensten Materialisten gefunden wird . . . . Damals war er gefährlich . . .»

[1] De l'Allemagne, Réformateur 30 mai 1835, ges. W. IV, p. 256.

[2] Gutzkow, Appellation an den gesunden Menschenverstand.

Anschlag bringt, dass entschieden schon in der französischen Literatur, ohne alle Widerrede auch bei uns, allmählich sich eine Poesie der ideellen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit zu entfalten beginnt, wenn man diese Frauengebilde betrachtet, welche der Phantasie der jetzigen begabteren Dichter vorschweben, diese originellen Situationen und allem Herkommen widersprechenden Sitten etc.» [1] Nicht nur Gutzkow, auch Börne und Heine, Wienbarg und Strauss schleuderten Menzel ihre Gegenanklagen entgegen, besonders bezugnehmend auf die unangebrachte Hineinmischung der französischen Tendenzen. Es erhob sich eine neue eifrige Opposition gegen den wieder aufblühenden Teutonismus. Wienbarg schrieb sein «Programm», Börne seine «Gallophobie de Menzel» (Balance, janvier 1836) und später seinen «Franzosenfresser«; Heine veröffentlichte die Vorrede zum Salon III. «Über den Denunzianten» 1837, aus der ich eine Stelle anführen will, da sie ein helles Licht wirft auf die Stellung der damaligen Deutschen gegen Frankreich: «Es sind vielleicht einige ehrliche Franzosenhasser unter dieser Meute, die uns ob unserer Sympathie für Frankreich so erbärmlich verkennen und so aberwitzig anklagen. Andere sind alte Rüden, die noch immer bellen wie anno 1813, und deren Gekläffe eben von unserm Fortschritte zeugt . . . Die meisten aber unter jenen Franzosenhassern sind Schelme, die sich diesen Hass absichtlich angelogen, ungetreue, schamlose, unehrliche, feige Schelme, die, entblösst von allen Tugenden des deutschen Volkes, sich mit den Fehlern desselben bekleiden, um sich den Anschein des Patriotismus zu geben und in diesem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos schmähen zu dürfen . . . Bei der gros-

[1] Gutzkow, Wahrheit und Wirklichkeit (zur Einleitung).

sen Menge ist der Franzosenhass noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe: durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen» ...[1]

Als durch obrigkeitliches Einschreiten die Vertreter der neuen Ideen populär wurden, der Kampf zu grosser Bedeutung gelangte, fühlte sich auch einer der alten Schriftsteller berufen, in die Schlacht einzugreifen, Ludwig Tieck, der in seinen spätern Novellen gern diese sozialen Wirren dichterisch verarbeitete. Er ist aber nicht mehr jung genug, um mit lebendiger Begeisterung dafür oder dagegen einzutreten; wie der alte abgeklärte Gœthe über den politischen Ereignissen, steht er den unter dem jungen Geschlecht ausgebrochenen Wirren als ruhiger Betrachter gegenüber. Er hat nicht mit der flüchtigen Zeit Schritt halten können. Künstlerisch hat er wohl noch, der Zeitströmung folgend, eine Entwicklung durchgemacht, indem er sich zur Prosa, zur Novelle wandte, aber den neuen Ideen steht er als ein Kind der alten Zeit gegenüber, als solches jeder Neuerung abhold. Es fällt ihm, wie dem Alter überhaupt, schwer, die Lebensauffassung und die Zeitverhältnisse, mit denen er gross geworden, zu ändern, sie von einem neuen Gesichtspunkt aus zu betrachten.

Ich möchte ihm einen etwas breiteren Raum widmen.[2] Tieck hatte auch einmal einen literarischen Kampf miterlebt. Aber damals bediente man sich noch der althergebrachten soliden Waffen, dickleibiger Bücher, langausgesponnener und weithergeholter ästhe-

---

[1] Heine, Werke, Elster, IV, p. 317.

[2] Vergl. zu dem ganzen Abschnitt den Aufsatz von Minor «Tieck als Novellendichter» in Sievers Akad. Blättern 1884.

tischer Abhandlungen, man sprach seine Tendenz meist in abgerundeten und sorgfältig ausgefeilten Kunstwerken aus, auf welchen Titel selbst die kleinen Fragmente Anspruch erheben dürfen. Die junge Generation ging schneller und radikaler vor, kleine Zeitungsartikel, flüchtig hingeworfene Pamphlete, in leichte, durchsichtige, künstlerische Gewänder gekleidete Tendenzen wurden hin und her geworfen, nur für den Tag geschrieben, ohne Anspruch auf bleibenden Wert. Wie unsympathisch ein solches Parteiwesen, ein solcher Zeitungskampf, an den wir als an etwas alltägliches heute gewöhnt sind, Tieck berührte, kann man einer Schilderung entnehmen in seiner Novelle «Der Wassermensch», in der Florheim, ein begeisterter Vertreter der jungen Generation, das Verfahren der neuen Schriftsteller darstellt: «Wir haben uns durch unsere rege Tätigkeit schon einer Menge Journale bemächtigt. Teilt ein neuer Autor unsern Liberalismus nicht, so wird über ihn der Stab gebrochen. Ein Journal schreibt es dem andern ab und so ist er bald verloren.... So heben wir durch lobende und immer wieder lobende Kritik unsre Schüler und Mitgenossen empor und bringen sie zu Ansehen und Berühmtheit. Und gibt es gar nichts zu loben, gibt das Buch eines solchen zu grosse Blössen, so preisen wir die herrliche, edle Gesinnung an, und an Gesinnung fehlt es dann auch niemals.» [1]

---

[1] Tieck ges. Nov. V p. 54. Vergl. dazu auch die Nov. «der Jahrmarkt».

Ein Gegenstück dazu liefert uns, allerdings vom entgegengesetzten Standpunkt aus, Gutzkows Novelle «Seraphine» (1835) in einer Schilderung von Joel Jacoby [vgl. Telegraph 1839. Okt. Nr. 173], einem der Schriftsteller, die als Söldlinge von der Regierung als Angeber und als Verteidiger ihres Vorgehens benutzt werden. Dessen Theorie lautet: «... Man muss von einem Buche, das etwas frei, etwas subjektiv, kurz etwas modern geschrieben ist, sogleich sagen: das Buch ist in einem schlechten Geiste geschrieben! Es muss nicht darauf ankommen, diesen Geist zu analysieren, zu beweisen, warum der Geist zwar nicht schlecht, sondern nur unbrauchbar ist; sondern man muss aus einer Sache der Politik sogleich eine Sache der Moral machen.»

Dieselbe Novelle lässt auch erkennen, wie abhold er dem, allgemein als solchem angenommenen, Ursprung des neuen Liberalismus, der Julirevolution, dem französischen Einfluss und dem Judentum ist. Tieck richtet sich gegen das junge Deutschland,[1] dessen Richtung er in Florheim persifliert. Dieser Jüngling « ist halb toll vor Begeisterung für Franzosen und Juden; er gebraucht als Freiheitsmann und Demokrat Äusserungen wie etwa ein frühreifer Schulknabe: Er verlangt, dass kein Konzert gegeben werde, auf dem nicht die Marseillaise gespielt würde — damit die Menschen nicht vergässen, was die Hauptsache sei.... In dem Kalender müsse der Name des Julimonats mit roten Buchstaben gedruckt werden, um so die Erinnerung an die glorreiche Julirevolution wach zu halten »,[2] ja er geht so weit zu behaupten, « dass von der glorreichen Julirevolution das Heil der Menschheit ausgegangen sei, dass mit dieser Epoche eigentlich die wahre Geschichte beginne. Denn alles frühere ist entweder Fabel oder uninteressant. »[3] Er bricht seine Verlobung mit Lucilie, die seine Schwärmereien für die « ausländischen Schwindler » kindisch schilt, mit den Worten: « So muss ich ohne Begleitung nach Paris reisen, wo gleichgesinnte Freunde mich erwarten. Ich nehme mein Vermögen mit mir, und verlache nun dort, was Sie heilig und unantastbar nennen. (Er geht stolz und siegreich fort.) » Tieck liess es aber nicht bei diesem einen Angriff bewenden. In einer andern Novelle « Eigensinn und Laune »[4] greift er noch tiefer und baut seine Erzählung ganz auf die Gefahren auf,

---

[1] Übrigens nicht zum erstenmal. Vergl. auch die Nov. «der Geheimnisvolle».

[2] Brandes, j. Dtschl. p. 275.

[3] Tieck, l. cit. pag. 27 f.

[4] Tieck, ges. Nov. VIII. 263. (1836.)

die er im Verwirklichen der neuen aus Frankreich herüberverpflanzten Ideen vorauszusehen glaubt. Er will an der Heldin Emmeline, die von den modernen Emanzipationsgedanken angesteckt ist, und die als Bordellmutter Blanchard endigt, zeigen, dass solche Saint-Simonistische Tendenzen zu keinem andern Ziele führen als zum Bordell — eine Eventualität, der alle Gegner der neuen Ideen mit moralischem Schrecken entgegenzugehen glaubten.[1] Am schärfsten aber und am direktesten geht er nicht nur auf die ganzen Zeittendenzen, sondern speziell auch auf die französischen Romantiker los in der Novelle: «Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein.» (Eine Märchen-Novelle 1835).[2] Es ist ein echt tieck'sches, hübsches und harmloses Märchen, in dem ein zu ängstlich eng gehaltener Fürstensohn eine romantische Reise ins Blaue hinein unternimmt, ein liebenswürdiger Taugenichts, der allerlei Abenteuer erlebt mit unheimlichen Gnomen und Kobolden, als Oberon der Titania in ihr Wunderreich folgt, in einen Venusberg, der unwillkürlich Heines, ein Jahr darauf geschriebenen Tannhäuser in Erinnerung ruft. Mit diesem Liede gemeinsam hat aber Tiecks Novelle auch einen polemischen Abschluss, der völlig aus dem Rahmen des Ganzen herausfällt, romantische Ironie in einer Form, wie wir sie sonst nur bei Heine gewöhnt sind zu finden. Gerade diese tendenziöse Polemik gegen literarische Zeitströmung ist es nun, die an dieser Stelle das Interesse vorwiegend in Anspruch nimmt: Oberon ist der gute

[1] Gerade in dieser Novelle aber erinnert Tieck selbst durch seine Vorliebe für das Grausige an französische Vorbilder. In der «Vittoria Accorombona» neigt er dann sogar zu den jungdeutschen Emanzipationsideen hin. Es ist geradezu ein Gegenbild zur Emmeline, und schon seine Zeitgenossen werfen ihm Beeinflussung durch französische Romantiker vor (Minor).

[2] Tieck, gesammelte Novellen, VIII.

Geist, der durch seine Umarmung das schlummernde Genie zum schaffenden Dichter weiht. Dann und wann erscheint er auf der Erde und Gottfried von Strassburg, Dante, Shakespeare, Cervantes und nach ihnen mancher Andere bis auf Gœthe, Byron und — Tieck sind dem seltenen Erdengaste begegnet. Heute aber kümmert er sich wenig mehr um Europa und dafür kommen nun die Kobolde und Gnomen, die Oberons Nachbarreich bewohnen, überschwemmen das Land und inspirieren die Dichter mit ihrem Geiste, der aus Müllner und Hoffmann spricht... « Aber in Frankreich erhebt sich ein neues grosses Jahrhundert, was den Musen zum Trotz, von jenen Gnomen und Kobolden zu einer wundervollen Höhe hinaufgetrieben wird. Unter diesen hat man wirklich.... den Arsenikprinzen Hannes [der Obergnom, der auch im Märchen eine grosse Rolle spielt] und seine Freunde losgelassen, um ein neues, grosses Sæculum zu stiften. Romantische Schule! Das ist ein Wort, vieldeutsam, unverständlich, nach Gelegenheit dumm..... Man muss jener Nachricht glauben, dass jene chaotischen Gnomen und wüsten Zwerge sich dieser Armen bemächtigt haben, von denen jetzt die grosse französische Nation elektrisiert wird. Jener merkwürdige Hannes soll jetzt als Victor Hugo [1] alles Edle mit Füssen treten, in der Verwesung des Lasters schwelgen und vom Ekelhaften trunken sein. Ist es denn möglich, dass ihr, die Bessern, Balzac, Nodier und wenig Andere, diesem kranken Gelüste folgt....? Wir Deutsche bleiben nun auch mit Recht nicht zurück und erheben uns im patriotischen Enthusiasmus und rufen: « Wie, der grosse, krummbeinige, einzige Hannes, soll ein Franzose sein? Nein, ein Deutscher ist er, das dürfen wir uns nicht

[1] Gegen Victor Hugo speziell richtet sich auch die Nov. «die Vogelscheuche» (Minor).

nehmen lassen!» Dass der sogenannte Börne kein Individuum ist, ist ja klar; denn könnte ein solches in der Wut so blödsinnig werden? Der Zorn, wie schon Juvenal sagt, hilft ja den Vers machen. Dieser B. lebt gar nicht, hat niemals gelebt, er ist nur Schatten, Scheme, aber Hannes zankt und krakeelt aus ihm heraus, über Dinge, die zwar Hannes nicht versteht, aber auch nicht zu verstehen braucht, denn was gehen einen unterirdischen, bucklichten, krummbeinichten, stotternden Gnom die europäischen Verhältnisse, ihre Fürsten und Gesetze an? Er schimpft, um zu schimpfen; er stellt sich so dumm, weil er doch eigentlich pfiffig ist. «Nein!» rufen andere, unsern Hannes wollt ihr so wegwerfen? Der Verfasser der Reisebilder ist er ja offenbar, in den sich sogar alte abgelebte Diplomaten noch auf ihrem Sterbebette vergaffen! Zeigt doch einmal den Dichter alter und neuer Zeiten auf, der das vermocht hat. Junge Mädchen entzücken, Jünglinge hinreissen, poetisch Gesinnte entflammen, die Andächtigen zum Beten bringen — welcher Pinsel vermag dergleichen nicht? Aber die legitime, offizielle, durch alle Lebensepochen abgeschwächte blasierte Blasiertheit noch erwärmen und aufreizen, das, so glauben wir, kann kein Peter Aretin, kein — kein — u. s. w. — — ».[1]

Trotz all' dieser Angriffe, die immer wieder zeigen, wie wichtig die Zeitgenossen den französischen Einfluss für die junge Literatur schätzten, verstummten die Sympathien für das Nachbarland keineswegs.

---

[1] In seinem Tannhäuserlied schickte ihm ein Jahr darauf Heine die Antwort:

«In Dresden sah ich einen Hund,
Der einst gehört zu den bessern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wässern.»

Überhaupt dürfte die Hypothese nicht allzu gewagt sein, wenn ich einen Zusammenhang der beiden Dichtungen vermute.

Heines Schriften arbeiteten bewusst oder unbewusst immer wieder an einer Verbrüderung der beiden Nationen. Alle die Erinnerungen und Reiseschilderungen, die von den vielen, die nach der Julirevolution in Paris gewesen waren, in Deutschland veröffentlicht wurden, wirkten für die Kenntnis der politischen und literarischen Zustände jenseits des Rheins. Die Zurückgebliebenen und Verfolgten blickten um so sehnsüchtiger nach dem Lande der freien Aussprache und der freien Presse. In diese Zeit möchte ich ein Gedicht Gutzkows zurückführen, «Gezähmt» betitelt, indem er seufzt:

«..... So blick ich in die freie Welt hinaus,
Lass' Frau und Kind daheim im kleinen Haus
Und sinne finster nach, wie jenen Bergen
Ich möcht' entflieh'n, die meiner Freiheit Schergen.

Vom Frankenlande weht ein Lüftchen her,
Des Rheines Welle eilt behend ins Meer. —
Die Hand rasch an die Brust, ein wildes Streiten
Tobt drinnen von den Geistern alter Zeiten!»[1]

Diese Verse sind herzlich unpoetisch, sprechen aber wohl um so getreuer die Gefühle aus, die im Herzen der bedrängten Schriftsteller Platz greifen mussten. Die literarischen Produkte Frankreich's aber beurteilte Gutzkow immer absprechender. Er klebt wie stets nur am Äusserlichen und fällt darnach sein Urteil, für alles aber, was über die Gesinnung hinaus in das rein künstlerische Gebiet gehört, mangelt ihm das nachempfindende Verständnis. Bezeichnend für sein Urteil ist eine Stelle in einem Aufsatz über das Gœthehaus in der 2. Nummer seines Telegraphen (3. Januar 1838), die ich deshalb heraushebe. Er steht in Gœthes Arbeitszimmer und bewundert dessen grosse Einfachheit. «Wer kann schaffen, wenn man rings

---

[1] Gesammelte Werke, Bd. I, Gedichte p. 277.

mit Schöpfungen umgeben ist! Die geistige Leere und Oede der französischen Schriftstellerwelt hat mir nie etwas so versinnlichen können, als die Eleganz, mit welcher sich diese berühmten Herren umgeben. Vielleicht sind die kostbaren Schilderungen der Umgebung, in welcher die französische Romantik dichtet und lebt, nur Erfindungen der Phantasie, oder um den Gläubigern dieser Dichter zu imponieren....» Da dürfte doch auch etwas Brotneid sein Urteil bestimmen. Während der Franzose sich mit dem gebotenen Kunstwerk zufrieden gibt, fahndet der Deutsche immer mit Vorliebe nach der Dichterwerkstätte, nach den geheimen Beziehungen von Werk und Künstler. Dem Durchschnittsdeutschen sind die Liebschaften des Dichters wichtiger als seine Gedichte. Bei Gutzkow finden wir auch immer das Hauptgewicht auf die Persönlichkeit, nicht auf das Kunstwerk gelegt und so nimmt er auch freudig als «hübschen» Artikel über allerhand Sonderbarkeiten an den Pariser Notabilitäten folgende lehrreiche Notiz aus dem Morgenblatte in seinen Telegraphen herüber (Nr. 202, 1839): «Der geniale Possenreisser Vernet bringt neun Monate des Jahres in einem Krankenhause zu und hat häufig die heftigsten Gichtschmerzen, während er die drolligsten Couplets singt. Ballanche isst gern Zuckerwerk. Châteaubriand macht sich gern älter als er ist, Béranger beschäftigt sich gern mit Tischlerarbeiten, Lamartine ist ein leidenschaftlicher Hundeliebhaber, Jules Janin sieht man zu Hause nur mit einer Schlafmütze, Eugène Sue arbeitet nur bei Licht (auch bei Tage, wo die Läden verschlossen werden) und isst nie in eines andern Beisein, Lamennais trägt nur braune Kleider, Auber ist ein Pferdenarr.» Auch Theodor Mundt spricht nicht immer mit derselben Begeisterung von der französischen Literatur. Er scheint in der romantischen Dichtung, wie

viele seiner Zeitgenossen, auch nichts zu sehen, als die Freude an der Darstellung des Hässlichen, wenn er sagt: « Wie anders als durch die Morgue und deren Nationalinteresse ist es aber zu erklären, dass die nasskalten Armesünderschauer und Leichenschweisse in der romantischen Poesie der Franzosen ein so begieriges Publikum gefunden haben? Die Morgue ist das eigentliche Symbol des französischen Romantizismus, und wer darauf ausginge, könnte vielleicht manchen beliebten Dichter, der an einem neuen diabolischen Roman schreibt, in der Nachbarschaft der Morgue sinnig spazieren gehen finden, und ihm zublicken, wie er hier seine Phantasie mit frischen Bildern bereichert, die nachher nur wenig parfümiert auf die Toilettentische gelangen. » [1]

Immerhin aber können wir seit der Julirevolution ein fortwährendes Steigen des Anteils verfolgen, den der deutsche Geist an der Entwicklung des französischen nimmt, und umgekehrt ist dasselbe Verhältnis in noch grösserem Masse wahrzunehmen. Richtiger als in den oben zitierten Worten schildert Gutzkow die Bedeutung der französischen Literatur ein Jahr später in dem Überblick, den er über die letzten acht Jahre deutscher Literatur gibt, mit den Worten: « So mussten denn diese neuesten Versuche, eine geschlossene Literatur zu bilden, von *Ideen* ausgehen und heimische Spekulation, gleichzeitige Literatur in Frankreich, innerer Drang, Zorn und Groll gegen das Laufende in Zeit und Geschichte, boten deren eine reiche Auswahl. » [2] Das kosmopolitische Ideal der Jungdeutschen, Heines heilige Allianz der Völker, schien ihrer Verwirklichung sich zu nähern. Die Literatur

---

[1] Th. Mundt, Spaziergänge und Weltfahrten, 1837, Bd. I, p. 203.

[2] Gutzkow, Vergangenheit und Gegenwart, 1830—1838, im Jahrbuch der Literatur 1839, p. 28.

schien ihre schöne Aufgabe zu erfüllen: durch regen geistigen Austausch die nationalen Vorurteile und den Rassenhass zu überbrücken, da betrog sie ein eitler, unfähiger Dichterling um die verlockende Frucht ihrer jahrelangen Bestrebungen. Nicolaus Becker, ein ebenso schlechter Dichter als guter Patriot, suchte durch ein veraltetes Bardengebrüll die Aufmerksamkeit auf sein Genie zu lenken, die ihm anders nicht zu teil werden wollte. « Sie sollen ihn nicht haben » donnerte er mitten in den ruhigsten Frieden hinein, auf die Nachricht hin, dass Thiers einige Annektionsgelüste geäussert habe, und damit schürte er den alten Teutonismus zu neuen hellen Flammen an.

«Die ihr uns einstens geschmäht, ihr schreit jetzt: Sie solln ihn nicht haben!
Wer für die Freiheit nichts weiss, weiss sich was als Patriot.»

rief ihm und seinen Mitschreiern Gutzkow geärgert entgegen. Und über den Rhein herüber kam als spottendes Echo die eben so unangebrachte, aber doch künstlerisch wohlberechtigte Antwort Mussets: « Nous l'avons eu votre Rhin allemand. » Und mit diesem Kampf um den Rhein fielen alle die bisherigen Annäherungsversuche der beiden Nationen dahin.

«Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möcht' ich mir zerraufen
Den weissen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir selbst ersaufen!»

II.

Übergehend auf das Gebiet der eigentlichen Literatur,[1] muss ich vorerst noch einiges ergänzend beifügen zum ersten Abschnitt, wo ich die Beziehungen im allgemeinen zu skizzieren suchte. Schon mehrfach

---

[1] Die Abschnitte, welche die Urteile über die politischen und sozialen Bewegungen und ihren Einfluss behandeln, sind hier ausgelassen.

habe ich angedeutet, dass nach der Julirevolution und überhaupt während der romantischen Periode Frankreichs der Journalismus wenn auch nicht geradezu entstand, doch einen kolossalen Aufschwung nahm. Nicht nur wurden viele Zeitungen gegründet, wichtiger ist, dass sie einen ganz neuen Charakter annahmen. Ihr Inhalt ist nicht mehr wie früher resumirend, er wird mit dem neuen Verkehrswesen aktueller. Die Zeitungen hatten früher viel mehr das Aussehen unserer heutigen periodischen Zeitschriften; jetzt wird für den Tag geschrieben. Ihr Umfang nimmt enorm zu, sie werden täglich, sogar zweimal täglich ausgegeben; ihr Preis wird auf ein Minimum herabgesetzt, und so dringen sie in alle Volksschichten, werden sie viel mehr gelesen. Die Zahl der Leser wächst ins Unendliche, was die Journale zu einer ausschlaggebenden, nicht zu unterschätzenden Macht im Staatswesen erhebt. Diese riesige Bedeutung der Presse wurde auch bald überall erkannt, wesshalb auch die Literatur in jenen aufgeregten Zeiten heftiger Kämpfe der neuen mächtigen Waffe sich zu versichern sucht. Erst wagte sie sich nur in kritischer und polemischer Form an die politischen Tagesblätter, so die Literatur zur allgemeinen Diskussion in allen Volksklassen bringend, bis die «Débats» auf den genialen Gedanken des «Feuilleton-Striches» kamen und das fortlaufende Romanfeuilleton in die politische Tagespresse einführten. Der Erfolg war ein fabelhafter und der glückliche Erfinder fand natürlich sofort eine ungezählte Menge von Nachahmern und Konkurrenten, und bald wurde das Feuilleton zu einer Hauptfrage für die Existenz eines Blattes. Diese Neuerung zeitigte eine ganz neue Literaturgattung, eine ganz neue Spezies von Schriftstellern, deren König Jules Janin wurde. Es war auch eine neue Schreibart, die damit in die Literatur ihren Ein-

zug hielt. Janin suchte auf seine Weise dem Ideal nahe zu kommen: auf ganz knappem, fest beschränktem Raum möglichst viel Geist zu produzieren. Es trat aber auch noch eine andere Forderung an den Journalisten heran; man hatte sich bisher darauf beschränkt, zu schreiben, wenn man etwas zu sagen hatte, oder doch etwas Mitteilenswertes zu haben glaubte, jetzt war man gezwungen, gegen einen fixen Gehalt (und nicht jeder war so glücklich 30,000 Fr. zu beziehen wie Janin für den einzigen Montagsartikel in den Débats) regelmässig die vorgeschriebenen Spalten zu füllen, und da dies oft seine Schwierigkeiten hatte, nicht immer neuer und interessanter Stoff vorhanden war, das Publikum aber unterhalten sein wollte, so kam es bald dazu, dass nicht mehr *was* man sagte die Hauptsache war, sondern *wie* man es sagte. Der Käufer des Blattes, der es auf dem Omnibus oder im Café schnell las, verlangte keine neue grosse Anregung, nur eine momentane, vorübergehende Unterhaltung, und dafür wusste Janin, und mehr oder weniger auch andere, durch ihre oft forcierten, aber immer geistreichen Skizzen wahre Leckerbissen zu schaffen. Die neue Manier drang bald auch in die Literatur ein und hier wurzelt auch der Stammbaum unsrer heute so beliebten Skizzen. Der Einfluss dieser kleinen Feuilletons erstreckte sich aber auch auf den Stil. Er wurde gedrängter, abgebrochen, komprimierter; langgedehnte Schilderungen verboten sich auf dem schmalbemessenen Raum; man bot nur einen Extrakt, den andere Autoren zu langausgesponnenen Novellen und Romanen verarbeitet hätten. Der Stil musste auch sorgfältiger werden; hier, wo nur so kleine Mengen verabreicht wurden, ward jeder Bissen durchgekostet, man las nicht so leicht über Härten und Längen hinweg, wie in einem langatmigen, dicken Roman. —

Dass der Einfluss dieser neuen Literaturgattung nicht stets so erfreulich war, wie ich dies hier theoretisch voraussetze, das war nicht die Schuld des Feuilletons, der Skizze.

Es wird niemand wundern, dass auch diese literarische Bewegung auf deutschem Boden ein lebhaftes Echo weckte. Der Prozess verlief auf ähnliche Weise wie in Frankreich, nur lastete auf ihm der Druck, der dem ganzen Zeitungswesen so hinderlich war, und daher drang die neue Schreibweise in Deutschland auch schneller und tiefer in die eigentliche literarische Produktion ein, als jenseits des Rheines. Ich bin auf diesen Einfluss schon weiter oben ausführlicher zu sprechen gekommen und begnüge mich hier, einige deutsche Stimmen über das Journalwesen anzuführen.

«Es schmeckt hier alles nach dem Journalpapier...» schreibt Laubes Hyppolit aus Paris im jungen Europa.[1] Und in seiner Übersicht über die deutsche Literatur prägt Laube sogar den neuen Ausdruck eines «journalistischen Terrorismus», den er zu jener Zeit, in den dreissiger Jahren, als die deutsche Literatur beherrschend vorfindet. Kolb, Redaktor der «Allgemeinen», hielt sich 1832 auch einige Zeit in Paris auf und konnte hier seinen Stil und die Kunst der Zeitungsredaktion am französischen Journalwesen schulen. «Kolbs Anwesenheit ist mir höchst erfreulich; ohne es zu wissen, lernt er hier täglich, er lernt seine Gedanken klarer zu redigieren, eine Kunst, die die französischen Journalisten so ausserordentlich verstehen, er wird in Mysterien des Journalismus eingeweiht, wovon er früher keine Ahnung hatte. In seinem letzten Aufsatz erkenne ich schon solche Fortschritte . . .» schreibt Heine am 20. Januar an Cotta. Und ebenso

[1] Ges. W., VII, p. 254, die Bürger.

schreibt 20 Jahre später Gutzkow an Wehl: «Die «Jahreszeiten» bieten uns Abends die angenehmste Lektüre. Ihr Feuilleton ist trefflich, dass Sie die französische Darstellungsweise angenommen haben und à la Jules Janin plaudern, mag Ihnen von vorübergehendem Nutzen sein.» [1] Das französische Vorbild befähigte die deutschen Schriftsteller, den Journalismus auszubilden zu einer literarischen Kunst.[2] Schon 1834 hat sich Gutzkow ganz zum Journalisten nach unserm heutigen Begriffe entwickelt, wenn er Cotta den Vorschlag macht: «Wozu ich mich anheischig machen kann, ist dies: Ich liefere im Durchschnitt wöchentlich eine zu bestimmende Anzahl Spalten (etwa 4—5) für die Auss. Beilage, in denen ich gewissermassen die Leading-Artikel der Allg. Zeitung gebe, die Bulletins der französischen Blätter, eine laufende Geschichte, das Protokoll der gestrigen und die Tagesordnung der morgenden Sitzung, vermischt mit Tendenzaufsätzen, philosophisch-politischen Divinationen, Abschweifungen, wenn sie durch eine Erscheinung des Tages hervorgerufen werden, auf Kirche, Statistik, Naturrecht, Staatsökonomie, auf grosse Männer und Charaktere, die auf- oder untergehen, auf interessante Erscheinungen der publizistischen Literatur . . .» [3]

---

[1] 15. Febr. 1851. F. Wehl, d. j. Deutschld., p. 221.
[2] Proelss, j. D., p. 49.
[3] Proelss, j. D., p. 363.

Gutzkow scheint Börnes Rat sehr stark seinem Gedächtnis eingeprägt zu haben: «Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander, ohne Falsch und Heuchelei, alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von eueren Weibern, von dem Türkenkrieg, von Gœthe, von Fonks Kriminalprozess, vom jüngsten Gerichte, von eueren Vorgesetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz ausser euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden!» (Börne, ges. W., I, p. 126.) Man könnte dieses Rezept beinahe als Motto über die gesamte jungdeutsche. Produktion setzen.

Der Einfluss machte sich aber auch auf eine andere Weise geltend, in dem Vertrieb der Bücher und Zeitschriften. Der deutsche Buchhandel erhält eine neue Physiognomie. Bossange erfand das Pfennigmagazin, eine Neuerung, die als kulturelles Element nicht zu unterschätzen ist. Die ungeheure Absatzmenge musste den unglaublich billigen Preis ermöglichen, und sie tat es auch in so unerwarteter Weise, dass sofort die ganze buchhändlerische Technik sich änderte. «Die Art des Verkaufes ist neu geworden. In Frankreich werden Thiers, Mignet, Guizot, Cuvier heftweise aufgelegt; denn in dieser Form sind sie schnell gelesen und, wie man sich überredet, wohlfeil, sie sind bequem verbreitet durch Kolporteurs, welche sich in grösseren Städten bald als ambulante Buchläden organisieren. Auch in Deutschland besitzen wir schon einige ausgezeichnete Schriften, die ihre Verbreitung auf genanntem Wege gefunden haben, und um aller Teile, der Kaufenden, Schreibenden und Verlegenden willen ist es zu wünschen, dass wir noch mehrere Werke dieser Art entstehen sehen.» [1] Wie kulturell bedeutend diese Neuerung war, zeigt ein Blick auf unsere modernen Verhältnisse, und trotz aller unerfreulichen Auswüchse ist die ganze Erscheinung doch von unberechenbarem Nutzen gewesen. [2] Gutzkow führt dann

[1] Gutzkow: Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur I, p. 18, literarische Industrie.

[2] Ich erinnere nur an die Ende der 20er Jahre entstandenen Ausgaben in kleinen Heftchen, z. B. der englischen und französischen Romanautoren Scott, Dickens, besonders Bulwers, Dumas, dann auch die bekannte Sammlung griechischer und römischer Autoren (Metzler) u. s. w. Heute treibt die Konkurrenz prächtige Unternehmungen auf diesem Gebiete hervor, wie die Reclam'sche, Meyer'sche und Hendel'sche Sammlung. Auch Frankreich macht neuerdings ähnliche erfreuliche Anstrengungen. Hugo, Balzac und sogar neue Autoren, wie Daudet, erscheinen in kleinen Heftausgaben zu unglaublich billigem Preise. Ob auch diese Erscheinung letzten Endes auf den St. Simonismus zurückzuführen wäre, dessen Hauptforderung ja Volksbildung und industrielle Unternehmungen waren, diese Frage muss ich offen lassen, da ich keine Beweise zu Gunsten dieser Hypothese zu erbringen vermöchte.

im selben Aufsatz seinen Gedanken weiter und die Betrachtung dieser Umwälzung im buchhändlerischen Vertriebe leitet ihn über auf einen der Lieblingsgedanken des jungen Deutschland, wenn er folgert, « dass auch die Zeitschriften einen ähnlichen Weg nehmen müssen.... Wenn man das Zerblättern in zahllose Nummern aufhöbe, den Inhalt in Hefte bände, diese zwei, drei, viermal im Monat versendete und es den Abnehmern überliesse, ob sie für das Ganze oder für jede einzelne Lieferung bezahlen wollten, so würde man einen ganz neuen Aufschwung des Journalbetriebes wahrnehmen. » Auch diese Idee kommt aus Frankreich. Nach der Julirevolution waren in Paris die « Revue des deux mondes » und ähnliche Unternehmungen ins Leben gerufen worden, und der grosse Erfolg dieser neuen Gründungen wirkte faszinierend auf das junge deutsche Geschlecht.

Es war überhaupt das einmütige, geschlossene Vorgehen der jungen Franzosen, das die Jungdeutschen auch ihrerseits erstrebten. August Lewald, der mit Heine nach Paris gezogen war, erzählte Gutzkow von dieser jeune France, die auch für den Fortschritt eintrete, aber durch ihren engen Zusammenschluss, durch ihr kräftiges Organ den « Globe », eine ganz andere Macht repräsentiere, als die zerstreuten jungen Deutschen, die ähnliche Tendenzen verfolgten.[1] Theodor Mundt lieferte dann eine begeisterte Schilderung in seiner « Madelon ». Da regte sich auch in den jungen Kämpfern der Wunsch nach einem geschlossenen Vorgehen und Gutzkow spricht ihn schon 1833 in einem Briefe an Cotta aus: « Vielleicht wäre der Zeitpunkt, um einige junge Köpfe zu konzentrieren, bald erschienen. Die kleinen, zarten, grünen Keime zu einer jeune Alle-

[1] Vergl. Prœlss, junges Deutschland, p. 322.

magne sind da....»[1] Die Reise, die er gemeinsam mit Laube unternahm, brachte beide diesem Gedanken noch näher. Gutzkow griff auf seinen alten Vorschlag eines Organes zurück und so sollte denn im Jahre 1835 die «Deutsche Revue» ins Leben treten. Ein vielversprechender Plan, den aber Menzels Einschreiten vernichtete. Wienbarg schrieb das «Programm» dazu, worin er ausdrücklich die neuen französischen Zeitschriften als erstrebenswertes Vorbild bezeichnete. Der Plan hatte vielen Beifall gefunden und eine grosse Zahl bedeutender Geister aus allen Lagern hatte sich zur Mitarbeit bereit erklärt. Mit dem Bundestagsbeschluss wurde aber auch dieses Unternehmen verboten und erst viele Jahre später erhielten wir in der «Deutschen Rundschau» die erste Zeitschrift nach dem Muster der englischen und französischen «Revuen»; der Erfolg dieser Zeitschrift und der bald nachfolgenden ähnlichen Gründungen hat gezeigt, wie lebenskräftig dies jungdeutsche Projekt gewesen wäre, das zu einem bleibenden Denkmal für die heute schon vergessene literarische Übergangszeit hätte werden können.

Der enge Zusammenschluss der französischen Romantiker wirkte auf die Jungdeutschen, nach ihren eigenen Geständnissen, als ein nachahmenswertes Muster. Aber welcher Unterschied der beiden literarischen Gruppen! In Frankreich diese schwärmerische Begeisterung, diese Vergötterung und Ehrfurcht vor dem Genie des Genossen, trotz der grossen Verschiedenheit ihrer Begabung und ihres Talentes. Zeugnisse haben sie genug hinterlassen in den Gedichten, die einer dem andern widmet, und in den Schilderungen, die uns erhalten sind, über die reizenden Cénacles, die in Nodiers Wohnung sich versammelten. Es ist eine

---

[1] Prœlss, junges Deutschland, p. 77.

Zeit, die uns viel lebhafter an den deutschen Sturm und Drang erinnert, als an das junge Deutschland, mit dem oft der Versuch einer Parallele unternommen wird. Hier in Deutschland finden wir nur ein gegenseitiges gehässiges Herunterreissen, ein kleinliches Bemäkeln und Bekritteln des Mitstrebenden, das einen äusserst unerquicklichen Eindruck und ein wirksames Zusammengehen nicht sehr wahrscheinlich macht.

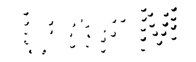
Das junge Deutschland ist — immer abgesehen von Heine, den ich weniger dazu als zur Romantik zähle — eine prosaische Zeit. Keiner der ganzen Gruppe hat uns ein nennenswertes Gedicht hinterlassen. Auch zur Erklärung dieser Erscheinung kann man auf Frankreich hinweisen. Der Theoretiker und Ästhetiker des jungen Deutschland deutet ausdrücklich auf die Wichtigkeit der französischen Prosa: « Die Prosa ist es vor allen Dingen, was den Ruhm und auch den Wert der französischen Literatur gegründet hat .... Ich weiss nicht ob die Franzosen ein rein poetisches Produkt zu Stande gebracht haben, ich wüsste keins, wo nicht der Redner den Poeten überwöge, oder wenigstens ihm den Rang abzulaufen versuchte; selbst in der neuesten romantischen Schule, an deren Spitze Victor Hugo steht, und die ohne Zweifel an poetischem Gehalt die altfranzösisch-klassische überflügelt, spielt die Rhetorik, die Floskelei, die Tiradensucht, die Hauptrolle. »[1] Wienbarg, der sonst französischem Wesen durchaus abhold ist, glaubte doch selbst dieser französischen Prosa, die sich nun besonders an dem emporblühenden Journalwesen ausbildete, einen grossen Einfluss auf die deutsche Literatur zu-

[1] Æsthetische Feldzüge, p. 226.

erkennen zu müssen[1], und Theodor Mundt schrieb seine «Kunst der deutschen Prosa» (1837).

Wenn ich in meiner Untersuchung nun zu den einzelnen Autoren Frankreichs übergehe, so kann ich mich hier viel kürzer fassen, denn ihr Einfluss hat lange nicht die Bedeutung der grossen allgemeinen Strömungen erreicht, die den französischen Romantismus in Fluss brachten. Eine Ausnahme dürfte höchstens George Sand, ihre Persönlichkeit und ihre Romane, machen, doch ziemt es sich, mit dem allgemein anerkannten Haupt der damaligen Literatur zu beginnen, mit Victor Hugo, der auch als erster durch seine Schöpfungen das allgemeine Interesse auf die junge Schule lenkte. Schon seine ersten Gedichte erregten die Aufmerksamkeit der deutschen Kritik, vor allem auch die Gœthes. «Er ist ein entschiedenes Talent» sagt er am 4. Januar 1827 zu Eckermann, «ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen . . . lesen Sie nur sein Gedicht über Napoleon «Les deux îles» (Odes et Ballades III, 6) . . . Hat er nicht treffliche Bilder? und hat er seinen Gegenstand nicht mit freiem Geiste behandelt?» — Von Hugos Dramen fühlte Gœthe sich weniger befriedigt; «er hat sein schönes

[1] «Die neue Prosa ist von der einen Seite vulgärer geworden... .. von der andern Seite aber kühner, schärfer, neuer an Wendungen, sie verrät ihren kriegerischen Charakter, ihren Kampf mit der Wirklichkeit, besonders auch ihren Umgang mit der französischen Schwester, welcher sie ausserordentlich viel zu verdanken hat. Der deutsche Prosaist ist seit der französischen Revolution und eben durch französische Schriften, Herr und Meister geworden über das ungeheure Material der Sprache, das den früheren Schriftstellern in ellenlangen Perioden nachschleppte, von Gœthe aber freilich schon zu Kunstarbeiten glücklich verzimmert worden war. Die grösste Meisterschaft hat sich Heine darin erworben, der den flüchtigen Ruhm (!), Liederdichter zu sein, sehr bald mit dem grösseren vertauscht hat, auf dem kolossalen, alle Töne der Welt umfassenden Instrument zu spielen, das unsere deutsche Prosa darbietet.....» (Æsthetische Feldzüge, p. 299 f.)



Talent auf ein grosses unaufführbares historisches Stück, Cromwell, verwendet und sich dabei sehr schätzenswert bewiesen.» Doch erteilt Gœthe ihm den Rat, auch formal noch sich mehr an Shakespeare anzulehnen und wie dieser mit Vers und Prosa abzuwechseln.[1] Um so merkwürdiger berührt sein Urteil über Hugo einige Jahre später.[2] «Er ist ein schönes Talent, aber ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen, wodurch er denn neben dem Schönen auch das Allerunverträglichste und Hässlichste darzustellen verführt wird.» Gerade dazu wurden ja die Romantiker durch Shakespeare verführt. «Ich habe in diesen Tagen seine «Notre-Dame de Paris» gelesen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszustehen, die diese Lektüre mir gemacht hat. Es ist das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden! ... Sein Buch ist ohne Natur und ohne alle Wahrheit!» Es ist bezeichnend für Gœthes Wandlung zum Klassizismus hin, dass er, der selbst den Strassburger Dom so herrlich nachgedichtet hat, diesem Buche nicht mehr abgewinnen konnte. Auch dass er solchen Anstoss nimmt an der Verwendung hässlicher Elemente! Ist doch in Gœthes Jugendzeit von den Stürmern und Drängern damit auch nicht allzusehr gekargt worden. «Was ist das für eine Zeit, die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet!» ruft Gœthe aus, und gerade das Hässliche, oder was sie wenigstens als hässlich empfand, imponierte der Zeit am meisten, machte auch in deutscher Übertragung den Roman bald zu einem der gelesensten und reizte zur Nachahmung. Der Kunstwert wurde weniger berücksichtigt, denn sobald Dumas

---

[1] Auswärtige Literatur. (Cotta. Welt-Lit. 28. p. 76.)
[2] 27. Juni 1831 zu Eckermann.



und Sue, Balzac und Janin dieses Feld auch bebauten, wurden sie noch gieriger verschlungen. Eigentümlich ist die Übereinstimmung, mit der die deutschen Beurteiler Hugo durchgehends als falsch und unwahr empfinden. So wirft ihm schon Gœthe vor « seine vorgeführten sogenannten handelnden Personen sind keine Menschen mit lebendigem Fleisch und Blut, sondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umspringt, wie er Belieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fratzen machen lässt, so wie er es für seine beabsichtigten Effekte eben braucht. » Ähnlich lautet der Vorwurf Heines, den er an die « Burggrafen » anknüpft: « Eckige Holzfiguren, überladen mit geschmacklosem Flitterstaat, bewegt durch sichtbare Drähte, ein unheimliches Puppenspiel, eine krasse, krampfhafte Nachäffung des Lebens; durch und durch erlogene Leidenschaft ».[1] Und ebenso Immermann: « Mir ist der jetzige, oder wohl schon ehemalige Chef der neuen Poesie, Victor Hugo, immer nur wie ein Marionettenspieler vorgekommen, der die grossen, von andern herübergeborgten Motive von Holzpuppen abspielen lässt ».[2] — Weniger auf Hugo als auf Börne selbst wäre der Vorwurf zu beziehen, den Börne in seiner Rezension der « Chants du crépuscule » ausspricht: « La réalité a été plus forte que l'imagination, le poète a succombé à l'homme, et l'homme à son époque. » Doch findet Börne auch Worte vollster Anerkennung für Victor Hugo: « C'est le plus beau génie de la France, que nous admirons et aimons jusqu'en ses défauts. » Und mit ganz ähnlichen Worten in dem 87. Brief aus Paris: « Es giebt Schriftsteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe,

[1] Lutezia II. V. 345.

[2] Immermann an Laube 12. Juli 1839 in dt. Pandora IV, Aufsatz von Laube: «Gans und Immermann». S. 42.

nicht bloss, weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit grossen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie, und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen.» So urteilt Börne, als er das neue Drama «Le roi s'amuse» gelesen hat, in einer sehr ausführlichen Analyse. «Das Gericht ist aus, ich habe Recht gesprochen; jetzt Perrücke herunter. Ich habe das Drama vom Anfang bis zum Ende mit dem grössten Vergnügen gelesen, und alles hat mir gefallen»; denn «Victor Hugo hat eine Grazie, die ihn am Ärmel zupft, so oft er es gar zu toll macht.» Ebenso eingehend spricht er auch über «Lucrezia Borgia» (108. Brief) nach der Aufführung, der er beigewohnt hat. «Ich muss wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, ist es mir, als sollte ich meinen Sohn verurteilen. Ich liebe den Rebellen; denn nur mit solcher Kraft und solcher Kühnheit kann man sich so weit und so hoch verirren und ich hoffe, dass, wenn er erst ganz die Besinnung verloren, er zur Besonnenheit zurückkehren wird.»[1] Die «Lucrezia Borgia» ist überhaupt das meistbesprochene Werk Hugos. Die meisten der Besucher waren gerade zu jener Zeit in Paris und haben es allerdings in dieser Hinsicht nicht zum Besten getroffen. Vernichtend äussert sich Hebbel darüber; während Grillparzer das Drama zu retten sucht. Es ist «die schlechteste Vorstellung, die ich hier noch gesehen». «Das Stück ist gewiss nicht gut»; aber «Ich wüsste niemand in Deutschland, der das machen könnte ... Es hat grosse Schönheiten, und mit einigen Aenderungen ... könnte ein ... höchst achtbares Werk daraus gemacht werden.

[1] Gœthe und Börne machen auch beide Hugo den Vorwurf zu reicher Produktivität, die seinem Ruhme nur Schaden bringen könne; beiden hat die Zukunft glänzend widersprochen.

Die reine, unschuldige Haltung des Gennaro ist ein Meisterstück. Die Figur des Herzogs; die Scene zwischen den beiden Ehegatten. Dazu die eigentliche Sprache der Leidenschaft.»[1] — Merkwürdig widersprechen sich die Urteile, die Heine zu verschiedenen Zeiten über Hugo fällt. Eins aus der spätern Zeit habe ich schon angeführt. Er spricht ihm jeden Geschmack ab, «er ist gemacht, verlogen, und oft im selben Verse sucht die eine Hälfte die andere zu belügen; er ist durch und durch kalt . . . sogar in seinen leidenschaftlichen Ergüssen; seine Begeisterung ist nur eine Phantasmagorie, ein Kalkül ohne Liebe, oder vielmehr er liebt nur sich; er ist ein Egoist, und damit ich noch Schlimmeres sage er ist ein Hugoist.» Es ist «die Unbeholfenheit eines Parvenüs oder eines Wilden, der sich durch Überladung und unpassende Anwendung von Gold und Edelsteinen lächerlich macht. Kurz, barocke Barbarei, gellende Dissonanz und die schauderhafteste Difformität . . .»[2] Anders lautet sein Urteil, wenn wir weiter zurückgehen «Victor Hugo ist ein Genius von erster Grösse», sagt er noch 1838 in seinem Shakespeare-Aufsatz, «und bewunderswürdig ist sein Flug und seine Schöpferkraft; er hat das Bild und hat das Wort; er ist der grösste Dichter Frankreichs. Aber» — und hier klingen schon die Vorwürfe an, die er ihm später einzig noch zuteilt — «. . . zuweilen erfasst mich der schauerliche Gedanke, dieser Victor Hugo sei das Gespenst eines englischen Poeten aus der Blüthezeit der Elisabeth, ein toter Dichter, der verdriesslich dem Grabe entstiegen, um in einem andern Lande und in einer andern Periode, wo er vor der Konkurrenz des grossen Williams gesichert, einige posthume Werke zu schreiben . . . Er

[1] Ges. Werke, Cotta (Sauer) XX. 50.
[2] Lutezia I. V. 164.

hat etwas Verstorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentstiegen Vampirisches . . . Er weckt nicht die Begeisterung in unsern Herzen, sondern er saugt sie heraus . . . Er versöhnt nicht unsere Gefühle durch poetische Verklärung, sondern er erschreckt sie durch widerwärtiges Zerrbild . . . Er leidet an Tod und Hässlichkeit.» Noch ein Jahr früher aber weiss er Hugo nur uneingeschränktes Lob zu spenden.[1] «Er ist ein Dichter und kommandiert die Poesie in jeder Form. Seine Dramen sind ebenso lobenswert wie seine Oden . . . Victor Hugo ist überhaupt hier in Frankreich noch nicht nach seinem vollen Werte gefeiert . . . obgleich er alle seine Zeitgenossen diesseits des Rheins an poetischer Bedeutung überragt . . . Ja, Victor Hugo ist der grösste Dichter Frankreichs, und was viel sagen will, er könnte sogar in Deutschland unter den Dichtern erster Klasse eine Stellung einnehmen.» Dieses Lob könnte aus der Feder Heines kaum noch eine Steigerung erfahren. Es liegt nahe, bei Vergleichung der so verschieden lautenden Urteile den Grund des Umschlages in einem der persönlichen Ereignisse zu suchen, die ja stets für Heine ausschlaggebend waren (und wahrscheinlich nicht nur für Heine). Auch ist Hugo einer der wenigen bedeutenden Vertreter französischer Literatur seiner Zeit, mit denen er nicht näher bekannt wurde. —

Merkwürdig wenig beschäftigen sich die eigentlichen Vertreter des jungen Deutschland mit Hugo. Er mag ihnen wohl noch zu ausschliesslich Dichter gewesen sein, sie wandten ihr Interesse mehr denen zu, bei welchen sie ausser der Poesie noch etwas anderes zu finden glaubten; von denen sie annehmen konnten, auch ihnen sei die Poesie nur ein Mittel zum

---

[1] Über die franz. Bühne. 6. Brief. IV. p. 524 ff.

Zweck, nur ein gefälliges Gewand, um politische und soziale Tendenzen einzukleiden. Allerdings erwogen sie im April 1835 den Plan einer Übersetzung der Werke Victor Hugos, zu der Freiligrath, Adrian, Kottenkamp, Laube, Büchner gewonnen waren, und deren Redaktion und Bevorwortung Gutzkow übernehmen sollte.[1] Aber dies war für Gutzkow nur ein pekuniäres Unternehmen, und dass es nicht aus Begeisterung für Hugo geschah, sagt er selbst deutlich genug in einem Briefe an Büchner[2]: « Nur glauben Sie nicht, dass ich z. B. durch meine Besorgung einer Übersetzung V. Hugos eine grosse Verehrung vor der romantischen Confusion in Paris an den Tag legen will; dies ist nur eine Gefälligkeit für meinen Buchhändler (?), der auf mein Anrathen auch Sie ins Interesse gezogen hat » ... und wenn er in einem spätern Brief[3] von den Dramen Hugos sagt, sie seien « wahrscheinlich sehr elend », so erweckt das berechtigte Zweifel, ob er überhaupt Hugo gelesen hat. Der einzige, der Hugos Entwicklung aufmerksam verfolgt hat, Menzel, schlägt dann um und schmäht ihn noch heftiger, als er ihn vorher lobte. Auch Theodor Mundt weiss in seinen « Weltfahrten » nach einem Besuch bei Victor Hugo, den man doch gesehen haben muss, wenn man in Paris war, auf ganzen 15 Seiten nur von seiner äusserlichen Persönlichkeit zu sprechen, ohne irgend ein positives Urteil oder eine Meinung äussern zu können, man müsste denn eine seiner beliebten forciert geistreichen Phrasen dafür nehmen: « Victor Hugo ist ein schöner Nachtfalter, der mit den Frühlingslüften kost und spielt, bald auch mit grauen Nachtgespenstern buhlt, aber in die tieferen Nachtgeheimnisse des

[1] Vgl. Proelss, j. Dtschl. p. 535.
[2] Gutzkow an Büchner 12. März 1835. Euphorion, Erg. H. 3 p. 184.
[3] Gutzkow an Büchner 28. Sept. 1835. l. cit. p. 187.

Lebens ist er nicht eingedrungen »[1] In seiner Geschichte der neueren Literatur spricht er sich dann etwas sachlicher, aber auch nicht gerade besonders tiefsinnig über die Bedeutung Victor Hugos aus. Vor seiner Kritik findet besonders « Notre-Dame de Paris » einige Anerkennung.[2]

Wesentlich anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn wir zu George Sand übergehen. Sie hat als Persönlichkeit sowohl, wie durch ihre Romane tief eingegriffen in die Entwicklung des jungen Deutschland. Ihre Wirkung als Persönlichkeit lässt sich nur durch alle die Mythen und Vorstellungen erklären, die sich um ihre Person bildeten und an ihren Namen sich knüpften. Sie wurde vom jungen Deutschland betrachtet als Incarnation der Saint-Simonistischen Theorie von der Emanzipation des Weibes und der Ehe. Sie, die so durch und durch Weib war, weiblich empfand und zum grössten Erstaunen der Besucher später auch in ihrem äussern Leben sich nicht von andern Frauen unterschied, wurde einiger kleiner Liebhabereien und Exzentricitäten wegen zu einem Mannweib gestempelt, das tagsüber in Männerkleidung an der Börse spielte, mit ihren Liebhabern in den Cafés Absynth trank und an ihren Romanen schrieb und das in der Ehe das Grab der Liebe erblickte. Es ist erstaunlich, wie mächtig der Eindruck dieser kleinen Abnormitäten war. Man sollte meinen, die jungen Schriftsteller hätten dies nicht als etwas so Unerhörtes und Neues empfunden; hatte doch die Zeit der Romantik genug weibliche Gestalten aufzuweisen, die das gewöhnliche Mittelmass überragten, von Kleists Schwester Ulrike bis zu Rahel, die längst von einer Ehe träumte, die vollkommener sei, als die bestehende.

---

[1] Spaziergänge und Weltfahrten I. p. 203.
[2] Gesch. d. Lit. d. Gegenwart p. 158 ff. u. l. cit. p. 203.

Es handelt sich hier nur um die George Sand der ersten Periode, die Verfasserin von Indiana, Valentine, Lélia, Jacques. — George Sand « a été souverainement gracieuse et aimable depuis qu'elle a perdu l'habitude de se déguiser en homme ». Mit diesen Worten fasst E. Faguet[1] sein Urteil über die Dichterin zusammen; für das junge Deutschland aber kommt gerade die Zeit vor dieser Verwandlung einzig in Betracht. Es ist die Zeit ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, da sie von dem Grundsatz ausging « Les monstres sont à la mode; faisons des monstres »[2], und doch wird gerade sie im Gegensatz zu Victor Hugo als wahr und original empfunden. Sie hat sich damals noch nicht selbst gefunden, sie holt sich noch von überall her die Anregung, vom Saint-Simonismus und von allen andern sozialen Systemen, von denen sie im Grunde keines versteht.

Ihre ersten Romane, besonders Lélia, waren ein Ereignis für Deutschland. Man gab sich dem Zauber ihrer Darstellung, dem Aufregenden ihrer Probleme hin. Aber, merkwürdig, man empfand besonders stark die Wirkung dessen, was gar nicht drin war: einen konsequenten Realismus und dann die Autorin, die mit den Personen ihrer Romane identifiziert wurde. « Die Erfahrungen ihres Herzens und ihre Leidenschaften hat sie allmählig in Gestalten verkörpert, mit einem skeptischen Talent der Poesie, wie es noch keinem Dichter in diesen unmittelbaren Beziehungen auf die Realitäten der Gesellschaft eigen gewesen. Dante braucht Himmel und Hölle, Byron führt in alle phantastischen Regionen der Anschauung umher. George Sand aber bedarf nur der allereinfachsten Situation

---

[1] Etudes sur le XIX. siècle p. [illegible]89.

[2] L. cit. p. 392.

männlicher und weiblicher Herzen, wie man sie an jedem Kamin eines Familienzimmers neben einander schlagen sieht, um eine grosse Culturtragödie, die keinen Schritt von der factischen Wirklichkeit abweicht, daraus zu gestalten .... Sie lässt nichts Ideales noch Idealisierendes zu ... » [1]. Ein solches Urteil, wie dieser Schlusssatz muss jedem, der auch nur einen dieser ersten Romane gelesen hat, ein Lächeln abzwingen und unwillkürlich wird man an die Urteile erinnert, die in unserer Zeit über Zola gefällt wurden. Und was den zweiten Punkt betrifft, so gibt George Sand darüber selbst deutlich genug Auskunft: « Lélia n'est pas moi. Je suis meilleure enfant que cela .... ce n'est qu'un poème, non une doctrine .... N'allez pas vous aviser de jouer Lélia. Admirez-la, et, le livre fermé, soyez une bonne femme, toute simple ». [2] Dies wurde man aber erst viel später inne, gerade die Doktrin wurde mit solcher Begeisterung aufgenommen und fand einen so lauten Nachklang in Deutschland. So wird sie besonders von Theodor Mundt begrüsst. « Diese ironische Empfindsamkeit der Individualität gegen die vorhandene Gesellschaftsordnung repräsentiert sich in George Sand so naturwahr und erschöpfend ausgebildet, wie in keiner andern Gestalt dieser Zeit ... Sie hat nur immer die eine ungeheure Frage zu behandeln: dass unter den bestehenden Verhältnissen der Gesellschaft und der Civilisation zwei Menschen nicht mit einander glücklich sein können, selbst wenn sie sich lieben, oder auch weil sie sich lieben ... Das principium agens in all ihren Romanen ist die Liebe ... Die meisten Naturen sind aus Feigheit glücklich, Seelen wie die der Madame Dudevant werden

---

[1] Mundt, Charaktere und Situationen. George Sand.

[2] Faguet l. cit. p. 387.

immer aus Tapferkeit unglücklich sein ...» Mundt will zeigen, dass alle ihre Schriften «in ein System einmünden, das noch keine Lösung gefunden hat, und auch innerhalb der blossen Speculation nie finden wird. Was an diesen Ideen noch unmoralisch ist, dem wird man zugleich auch einräumen müssen, dass es die Fähigkeit in sich trägt, moralisch zu werden ...» Diese Auffassung wirkte hauptsächlich revolutionierend auf das damalige Leben und die damalige Literatur. Überall finden wir nun dieses Thema in der Roman- und Novellenliteratur angeschlagen, ein Thema «das zu wichtig ist, um ironisch behandelt werden zu dürfen, nachdem es von den Franzosen begonnen auch dem keuscheren deutschen Sinn sich aufgedrängt hat ....» [1] Das weibliche Wertherfieber, das während der dreissiger Jahre herrschte, dem eine Charlotte Stieglitz zum Opfer fiel, das auch seinen Teil an dem ewigen Brautstand Grillparzers haben mochte, macht sich überall bemerklich. [2]

---

[1] So wird im «Telegraphen» (1838 Nr. 177) eine Literaturnovelle von Clementine «Die Misogamen» eingeführt. Der Stoff der Novelle ist übrigens ganz hübsch und bezeichnend: Eine junge Dame gibt sich ihrem Verehrer gegenüber als unglücklich verheiratet aus, um das Liebesverhältnis piquanter zu machen. Sie will ihn lieben, aber nicht heiraten. Als er durch Zufall den wahren Sachverhalt erfährt, verlässt er sie, die sich infolgedessen zu Tode grämt.

[2] So weiss ein Unbekannter (L. S. in M.) auch das Privatleben Immermanns, sein Verhältnis zu Elisa von Ahlefeld auf den Einfluss der Georg Sand, und wahrscheinlich mit Recht, zurückzuführen. «Sein Privatleben ist von ungewöhnlicher Gestaltung, und hat ihm selbst schon häufig Episoden zu seinen Romanen dargeboten, worin er mit zarter Hand ein Wesen bezeichnet und feiert, das seinetwegen ein Leben voll Glanz und Ansehen verliess, und es mit weiblich irrendem Heroismus verschmähte, durch geheiligte Bande Ersatz für ihre vielen, schweren Opfer zu nehmen, weil sie, wie so viele geniale unglückliche Frauen, glaubte, die Ehe sei das Grab der Liebe! Ein Wahn, dem selbst eine Rahel das Wort geredet hat, und der jetzt das gefährliche Thema der durch die ganze Frauenwelt vibrierenden geistvollen Variationen und Dissonanzen eines (sic!) George Sand ist.» (Telegraph Nr. 29. Februar 1838.)

Der Name George Sand wurde durch die Lélia überall hin getragen. Schon 1833 steht in der Zeitung für die Elegante Welt: «George Sand hat bisher zwei Romane geliefert, die mir als das bedeutendste erscheinen, das in neuester Zeit nicht allein in Frankreich, sondern überhaupt an das Licht getreten ist.» Und bald machte sich auch ihr literarischer Einfluss geltend. Ich kann mich hier nicht auf alle die Romane einlassen, alle die Schriftstellerinnen erwähnen, die der Ruhm ihrer französischen Genossin nicht ruhen liess. Alle die, in der damaligen Romanliteratur so beliebten, Heldinnen, Mädchen, die sich in Lieutenantsuniform werfen, und andere Amazonen, sind auf dieselbe Quelle zurückzuführen. Dass man in diesen Metamorphosen bald ein pikantes Lustspielmotiv erkannte, ist selbstverständlich. — Ich greife hier nur die «Wally», nicht den bedeutendsten, aber den wichtigsten Roman der Jungdeutschen heraus. Gutzkow selbst gibt uns Aufschluss über sein Verhältnis zu George Sands Lélia. Schlesier, der Kritiker in Laubes «Eleganter Zeitung» hatte ihm vorgeworfen, er schreibe zu tot, zu abstrakt. «Die modernen Franzosen mit ihrer Unmittelbarkeit der Lebensschilderung müsse er sich zum Muster nehmen. Die deutsche Literatur darf nur noch den Weg wandeln, den allen Literaturen Europas die Baronin Dudevant George Sand vorgezeichnet hat.» [1] Dies führte Gutzkow zur Beschäftigung mit George Sand und die Lélia regte ihn so sehr an, dass es ihn trieb, ein Gegenstück dazu zu schreiben. Was ihn angezogen hatte, war das Problem, die «Liebessophistik«, die in dem Romane steckt. Das Bleibende aber, das was auch uns noch die Lektüre zu einer genussreichen machen kann, die «Ge-

[1] Rückblicke 1875. p. 14. Vgl. Proelss, j. Dtschld. p. 352.

fühlsschwelgerei», wie er es nannte, und die herrlichen Naturschilderungen hatten ihn abgestossen und so wurde sein Gegenstück natürlich eine Missgeburt von kalter Phantasie und toter Spekulation. «Walpurgis, die Zweiflerin, ist die französische Hexe Lélia in deutschem Gewande... Lélia ist ein schönes Ideal, das sich von Tizian gemalt prächtig an der Wand ausnehmen würde. Die arme Walpurgis ist nur so ein Aschenbrödel der Realität...» sagt er selbst in der Vorrede zum Neudruck der «Wally» 1851. In den spätern Jahren kommt Gutzkow dem Verständnis der Autorin näher, wenn es ihm nicht mehr ausschliesslich um die Tendenzen zu tun ist. «Ich gebe auch hier wieder zu bedenken, dass George Sand George Sand ist, ein Dichter, kein Philosoph, ein Vorbild, das man nachahmen kann, aber kein Messias, der eine Schule stiften will.... George Sand ist eine Blume, eine blühende duftende; wer wird hier an Früchte denken?» fragt er 1838[1] und ebenso in seinem Märchen ohne Anspielungen «Literarische Elfenschicksale»[2]: Speculantia, die eine Elfentochter «kannte die Schriften dieser Dame, sie waren ihr als das Genialste der neuern Poesie unendlich lieb.» Ihr heissester Wunsch ist, George Sand persönlich kennen zu lernen und so zieht sie nach Paris, wo sie erst Heine und Mundt findet, dann aber auch George Sand selbst, die ihr auf dem Dache des Pantheon eine Vorlesung hält über Frauenemanzipation. Es heisst aber auch sehr richtig: «Glauben Sie, (allmächtiger Gott, die täppischen Deutschen mit ihrer Nachahmung, die immer zuviel tut!) dass George Sand diesem Zittern und Bangen unserer sozialen Ordnung etwas anderes als

[1] Telegraph Mai Nr. 88. Rezension von Dingelstedts «Frauenspiegel» (Rätsel der Liebe).

[2] Telegraph 1838 Nr. 31 ff. bes. Nr. 35 ff. Speculantia in Paris.

die *Poesie* davon entnehmen will, etwa gar einen doktrinären *Zweck*?» Vier Jahre darauf kam Gutzkow selbst nach Paris. «Ich gestehe, dass mich vom ersten Schritt, den ich auf diese Strassen setzte, die Sehnsucht verfolgt, George Sand zu besuchen.... Reizen muss jeden, auch den Gegner, der Anblick einer Frau, die durch die Tiefe ihrer Ideen, die Poesie ihrer Anschauungen, den Glanz ihrer Darstellung alles übertrifft, was mit ihr in Frankreich wetteifert...» «Man hat sie in grotesken Umrissen an die Wand gemalt» und deshalb ist sie «misstrauisch gegen Touristen.» So bedarf es auch eines wiederholten Anlaufes, bis es Gutzkow gelingt, die ersehnte Audienz zu erhalten. Er fühlt sich nicht enttäuscht von ihrer persönlichen Bekanntschaft, aber er «hat sie anders gefunden als er dachte.»[1]

Bekannt ist die plastische Schilderung, die Heine von seiner «chère cousine» im ersten Teil der Lutezia entwirft. «George Sand hat Wahrheit, Natur, Geschmack, Schönheit und Begeisterung und alle diese Eigenschaften verbindet die strengste Harmonie . . . was sie fühlt und denkt, haucht Tiefsinn und Anmut. Ihr Stil ist eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form. Was aber den Stoff ihrer Darstellungen betrifft, ihre Sujets, die nicht selten schlechte Sujets genannt werden dürften, so enthalte ich mich hier jeder Bemerkung, und ich überlasse dieses Thema ihren Feinden.» — Auch für Heine ist George Sand «der grösste Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen.»

Von eben solcher Verehrung zeugt auch ein Aufsatz von Arnold Ruge «Über George Sand und die Tendenzpoesie»[2]: Es hält schwer, ein bestimmtes

[1] Vgl. Gutzkow. Briefe aus Paris, 12. und 22. Brief.
[2] Ges. W. II. 358. ff.

Urtheil über sie abzugeben, «die Sand überrascht durch ihre Entwicklung, sie verwirrt durch ihren Reichtum, sie entflieht durch die Schnelligkeit ihrer neuen Schöpfungen», aber das Lesen ihrer Werke «ist ein Genuss, der etwas Berauschendes, eine Enthüllung, die etwas Betäubendes mit sich führt» ... «Ihre Darstellungen sind deutlich, energisch, blendend sogar.» Aber auch in Ruge erwecken die von ihr aufgeworfenen Probleme das grösste Interesse, auch ihm ist sie vor allem Philosoph, und Dichter nur um der äussern Form willen. «Sie schneidet überall scharf ein, sie wagt es, jeder Erscheinung und jeder Frage auf den Grund zu gehen, sie ist frei von der Prüderie einer lügenhaften Convenienz, und über die politischen und geselligen Probleme bringt sie eine Fülle von Gedanken hervor, die schon ausser ihrem künstlerischen Zusammenhange alle Achtung verdienen und für uns Deutsche, die wir uns durch niederträchtige Zeitungssatelliten selbst von der Erwägung der sozialen Probleme abschrecken lassen, unendlich viel Beschämendes enthalten».

Ob Grillparzers Stammbuchblatt (Paris, am 14. Mai 1836): «Geistreich wie der beste Schriftsteller und gut, wie die beste Frau. Wer schmäht noch über schriftstellernde Frauen?» auf George Sand zu beziehen ist, oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden.[1] — Dagegen findet sich im Telegraphen (1839, Nr. 197) eine begeisterte Verhimmelung der George Sand aus der Feder von Alexander Jung: «Lord Byron und George Sand.» Nachdem er sich über Byron ausgesprochen, will er nun einen Gegenstand betrachten, «der allerdings ... ein entsprechend grosser Weltcharakter in Frankreich

[1] Vgl. auch das Gedicht «An George Sand» von Gottfried Keller (1845) in Bächtolds Biographie I. p. 442.

ist, wie Byron in England, aber nicht im Beginne der modernen Zeit, sondern schon in ihrer Entwicklung.» George Sand, die «auf der Höhe der neuen Zeit steht . . . einem kommenden, einem ereignissreichen Tage zugewandt . . . Wer könnte sie fesseln und malen, die Flüchtige und immer Reizende? . . . In wie engen, kindlich beschränkten Kreisen bewegtet ihr naiven Alten euch noch in den Metamorphosen unserer Mythologie oder späterer Dichter! Wie unwahrscheinlich alles, wenn auch wie sinnig gedacht, wie schüchtern gegen den Muth und die Wirklichkeit dieses weiblichen Autors! . . . Und welches engherzige, endlos seichte Urtheil hör ich erst über dich ergehen, armes, den Lästerzungen verfallenes Weib! Man wird es dir nie vergeben, dass du so ausserordentlich, so überragend bist, dass du, statt deine Schwestern zu Vertrauten zu machen, statt deinen Beichtvater in deine Geheimnisse zu ziehen, dich dreist an die — Menschheit wandtest mit deinem unendlichen Schmerz, deinem Widerwillen gegen das bestehende Elend, mit deinem Hass gegen die Männer und Dirnen, mit allen deinen Dissonanzen, die dich, Zartbesaitete, durchströmten, mit deinen weltumkehrenden Phönixgedanken!»

Dass die eigentlichen Poeten für das junge Deutschland wenig in Betracht kommen, ist bezeichnend, aber auch leicht erklärlich. Die Zeit, der die Gesinnung über das Talent ging, die die «Kunst der Prosa» verfasste, die sich so viel zu Gute tat auf die Einübung und Ausbildung des neuen Instrumentes, das viel mehr Saiten zur Verfügung stellte; eine solche Zeit konnte tendenzlosen Lyrikern wenig Verständnis entgegenbringen. Man nennt Lamartines Name mit Ehrfurcht als den des ersten Dichters der Franzosen, aber wenn einer der Jungdeutschen ausführlicher auf ihn zu sprechen kommt, so sind es nur Persönlichkeit und poli-

tische Tätigkeit Lamartines, die ihn beschäftigen. Musset bleibt ziemlich unbemerkt, was sich leicht erklärt, da er ja auch in Frankreich erst spät zur verdienten Geltung kam. Börne allerdings fällt schon gleich im Anfang seines Pariser Aufenthaltes ein Buch von Musset in die Hand, die «Contes d'Espagne et d'Italie», seine ersten Poesien. Und gleich bemerkt er die grosse Ähnlichkeit, die dieser Dichter mit Heine hat.[1] Laube vernimmt erst bei seinem zweiten Aufenthalt in Paris durch Alfred Meissner, einen grossen Musset-Verehrer, etwas von der Existenz dieses Poeten, von dem er bisher nichts wusste, als dass er der Verfasser des Rheinliedes sei. «Unterdess war er wirklich zu einem feinsten Poeten der Franzosen emporgewachsen, der graziös, poetisch witzig, poetisch hauchend schrieb, so dass man ihn wohl in einiger Beziehung den französischen Heine nennen mag .... Musset hat noch schöne Sachen geschrieben, sogar dramatische Capriccios für das théatre français, Capriccios, denn einen strengen, engen Gang des Dramas, wie ihn das Theater fordert, hat er nie einhalten können».[2] Merkwürdigerweise konnten sich die beiden so verwandten Naturen, Heine und Musset, nie anfreunden, sie mögen wohl einander oft gesehen haben, aber eine Annäherung kam nicht zu stande und sie haben sich auch in ihren Schriften fast völlig ignoriert. Das einzige Mal, wo sich Heine über ihn äussert,[3] ist es nicht gerade der freundschaftlichste Ton, dessen er sich bedient. Man darf sein Urteil nicht einmal ein gerechtes nennen. Allerdings sagt er, Musset habe «mit einigem

---

[1] 30. Nov. 1830, Brief aus Paris.

[2] Laube, Erinnerungen. 1840—81. XVI. p. 44 f.

[3] Shakespeares Mädchen und Frauen. Elster V. 483. Eine interessante Paralle dieser beiden nahe verwandten Dichtergestalten zog P. L. Betz: Heine und Musset. Zürich 1897.

Geschick die Shakespeare'schen Komoedien nachgeahmt und schon durch die Wahl seiner Muster eine seltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunst beurkundet», fährt aber dann fort: «Auch an einiger zwar sehr dünndrähtiger, aber probehaltiger Poesie fehlte es nicht in diesen hübschen Kleinigkeiten ... Dieser Schriftsteller erinnert mich an jene künstlichen Ruinen ... die im Laufe der Zeit unser wehmütigstes Mitleid in Anspruch nehmen.» Und wenn er ihn im Wintermärchen «Deutschland» einen Gassenbuben schilt, so ist das auch nicht ausnehmend anerkennend. Ob er in ihm den Rivalen bei der Fürstin Belgiojoso nicht vergessen konnte? Etwas mehr Anerkennung erhält Alfred de Vigny zugesprochen, obwohl Heine wie Gutzkow in ihm nur ein Formtalent würdigen. Heine spricht ihm «feinhörigen und scharfsinnigen Kunstsinn» zu,[1] «aber das Talent dieses Mannes, wie auch seine Denk- und Gefühlsart ist auf das Zierliche und Miniaturmässige gerichtet, und seine Werke sind besonders kostbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit». Gutzkow lernt den Dichter persönlich kennen und fühlt sich von ihm sehr angesprochen. Merkwürdigerweise hat er gerade diesen Dichter mit grossem Verständnis charakterisiert.[2] «Alfred de Vigny ist keins jener Genies, die sich blindlings in die Strömung des Lebens und der Dichtung werfen ... Er ist niemals flüchtig, er überlegt, er wagt sich in keine Gebiete, für welche er seine Kunst nicht gemessen hat ... Sind alle seine Materialien zurecht gelegt, dann geht er an die Ausführung selbst und bewährt hier eines der sinnigsten Talente unserer Zeit. Ein sicherer Genius führt ihm die Feder, die nie über das vorgesteckte Ziel hinaus-

---

[1] Heine l. cit. V. 481 f.

[2] Gutzkow Briefe aus Paris. VII. 223.

gleitet. Es ist eine Musivarbeit im feinsten Sinne, was er geben wird, eine harmonische Schöpfung ... Alfred de Vigny besitzt vielleicht nicht die ursprüngliche Kraft Victor Hugos, jedenfalls nicht das Selbstvertrauen des uns Deutschen als Dichter entschieden gleichgültigen Lamartine, aber er übertrifft beide an Sauberkeit des Details und Meisterschaft in der Behandlung der Einzelheiten».

Eine Ausnahme unter den Lyrikern macht einzig Béranger, «le roi du chanson», wie er schon vor 1830 in Deutschland genannt wird. Aber in ihm sehen die Jungdeutschen nur den Politiker, und wenn wir eine weniger einseitige Beurteilung wünschen, so müssen wir zu andern Zeitgenossen gehen: zu Gœthe und Chamisso. «Béranger ist ein Talent, das sich selber genug ist. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zu viele Satisfaction in seinem Innern, als dass ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte» sagt Gœthe am 2. Mai 1831 zu Eckermann, und damit dürfte er der Wahrheit wohl am nächsten gekommen sein. Gœthe und Chamisso liebten in Béranger den Dichter, Gœthe gibt den heitern Liebesliedern den Vorzug, aber allerdings «hat Béranger in seinen politischen Gedichten sich als Wohlthäter seiner Nation erwiesen».[1] Chamisso fühlt sich durch den schlichten Realismus, die Lauterkeit seines Cha-

[1] Zu Eckermann 4. Mai 1827. So sagt er auch am 14. März 1830: «Béranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: was machen die andern? damit er es ihnen nachmache. Er hat immer nur aus dem Kern seiner eigenen Natur heraus gewirkt, ohne sich zu bekümmern, was das Publikum oder was diese oder jene Partei erwarte ... ich bin im ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten; allein solche, wie Béranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen.... Welcher Witz, Geist, Ironie und Persiflage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritte entfaltet!»

rakters zu ihm hingezogen und die sozialen Probleme, viel mehr als die ephemeren politischen, finden Chamissos Anerkennung. Ganz anders Börne, der « die Nachtigall mit der Adlerklaue » ganz nur als politischen Faktor zu beurteilen versteht. « Wonach ich in diesen Liedern am begierigsten sah, können Sie sich leicht denken, nach den Gesinnungen und Äusserungen Bérangers über den Zustand Frankreichs »,[1] und die neuen Lieder sind ihm auch nicht mehr heftig genug.[2] Ebenso beurteilt er ihn ganz nur vom politischen Gesichtspunkt aus, als einen Parteikämpfer, in der Vergleichung mit Uhland. « Non, la liberté ne périra jamais en France, Béranger est l'arc-en-ciel que Dieu, après le déluge de la restauration a mis dans les nuées en signe de son éternelle alliance . . .» — Eine ebenso grosse Rolle, oder eine noch grössere als die Politik spielt in Bérangers Liedchen der fröhliche Lebensgenuss und hier ist es merkwürdig, dass keiner der Jungdeutschen ein Wort zu seinen Gunsten spricht, da ihnen dies doch ein Hauptproblem war. Ob sie auch Béranger als einen, der zu ausschliesslich Poet und zu wenig Agitator war, nicht berücksichtigen? Für Chamisso bildete dieses Moment eher einen Grund zur Zuneigung, als dass er sich davon abgestossen fühlte, sein weitherziger Sinn nahm an dieser leichtgeschürzten Poesie keinen Anstoss, vielmehr versuchte er sich selbst auch gerne in solchen Motiven. So urteilt auch Gœthe, wenn er bemerkt, dass « fast allen Liedern Bérangers ein unsittlicher, liederlicher

[1] 104. Brief aus Paris.

[2] Ebenso im 52. Brief. «Es ist etwas, das die heutige französische Regierung lauter verdammt, als die Millionen der Getäuschten, schwärzer färbt, als alle Tagesblätter der Unzufriedenen: — Béranger hat seit der letzten Revolution nicht ein einziges Lied gesungen, . . . und dieses stumme Lied schallt lauter gegen die Tyrannei, als es irgend eines seiner frühern Lieder getan.»

Stoff zu Grunde liegt und sie mir im hohen Grade zuwider sein würden, wenn nicht ein so grosses Talent wie Béranger die Gegenstände behandelt hätte, wodurch sie denn erträglich, ja sogar anmuthig werden».[1] Er erklärt dies durch das Milieu, Paris, um das er Béranger, « dessen unvergleichliche Lieder er täglich in Gedanken hat»,[2] beinahe zu beneiden scheint. Er hat «Hanswursts Hochzeit» nicht vollenden dürfen, «indem es einen Gipfel von Mutwillen voraussetzte, . . . und unsere Kreise sind in Deutschland zu beschränkt, als dass man mit so etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiteren Terrain, wie Paris mag dergleichen sich herumtummeln, so wie man auch dort wohl ein Béranger sein kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre».[3] — Etwas anders urteilt das grosse Publikum von 1830, dieses sittlich-frömmelnde Philistergeschlecht. 1830 erschien in Kassel eine Übersetzung der « Chansons », besorgt von Philippine Engelhard geb. Gatterer, für die sich eine unbekannte Stimme aus dieser unsympathischen Menge in den «Blättern für literarische Unterhaltung» sehr lobend erhebt (15. Februar 1830). Der Referent gesteht diesen Liedern nur eine sehr reservierte Anerkennung zu: «Das, was jenen Dichter seinen Landsleuten so lieb macht, was uns Deutschen fehlt und sogar zuwider ist, besteht in jenem unverwüstlichen Leichtsinn . . . Zum Glück sind wir Deutsche besser und nicht einmal bei der Jugend wird dies gefunden» . . . Dagegen fühlt Referent gar nicht «engherzig», sondern «begrüsst» eine «purifizierte» Ausgabe. «Und gerade in dieser Hinsicht er-

---

[1] Zu Eckermann, 31. Januar 1827.
[2] Zu Eckermann, 4. Mai 1827.
[3] Zu Eckermann, 6. März 1831.

freut uns das sonderbare Phänomen, das wir anzukündigen haben: eine Übertragung Bérangerscher Lieder — durch eine *deutsche Matrone* (!) . . . so erlauben Anstand und Rücksicht, ihn der gesitteten deutschen Lesewelt darzustellen ».[1]

Das Theater muss sich mit einem kurzen Hinweis begnügen; es übte allerdings einen grossen Einfluss aus, wohl den grössten sogar, aber der fällt nicht in die Zeit des eigentlichen jungen Deutschland, sondern später in die vierziger Jahre, als Gutzkow und Laube beide sich der Bühne zuwenden. Auch geht der Einfluss nicht vom romantischen Drama aus, es ist vielmehr Scribe, der damals die Bühne mit seinen geschickten und hübschen Stücken überschwemmt; es ist die Bühnentechnik, die Ausstattung, die den Jungdeutschen, die in Paris weilen, grosse Anregung geben kann, und Gutzkow und Laube zu geschickten Dramatikern schult, die später das deutsche Theater erobern.

Von grösserer Wichtigkeit ist der französische Roman, wie er von Dumas, Sue, und besonders von Balzac vertreten wird. Die beiden erstern bringen den Unterhaltungsroman auf ein neues Niveau, sie durchsetzen ihn mit den romantischen Tendenzen. Das bisherige Genre, das Gefällige und Pikante macht nun der pseudohistorischen breiten Erzählung mit abwechslungsreicher Handlung und kräftiger Leidenschaft Platz. Sie suchen Zeitbilder zu geben mit ausschliesslicher Berücksichtigung des Stofflichen. Dumas' Wirkung fällt auch erst in das spätere Jahrzehnt, wo dann allerdings im Unterhaltungsroman mit hi-

[1] Die Übersetzerin vergleicht sich selbst in den einleitenden Worten einer Mutter, die den schönen, talentvollen Knaben, der sich gern in Pfützen und Dornbüschen herumtreibt, erst gründlich reinigen muss, bevor sie ihn in einen feinen Zirkel einführen darf.

storischem Hintergrund sein Einfluss tief und nachhaltig zu spüren ist. Von den Vertretern der Literatur wird er später als Fabrikarbeiter verachtet, zu tief eingeschätzt.[1] Wichtiger ist für seine Zeit Eugène Sue in dessen Romanen man die sozialen Tendenzen ausspürte, und der deshalb gleich als vollwertiger Schriftsteller mitzählte. Besonders waren es dann seine « Mystères de Paris » die ihm eine ausgedehnte Verbreitung und Anerkennung sicherten. Börne ist nicht erquickt durch die Lektüre seiner ersten Seeromane. « Er hat alle Meere beschifft, fremde Welttheile gesehen und ist doch nicht aus Paris herausgekommen. »[2] Später aber rühmt Laube « seine ungemeine Kraft der Darstellung, seine Gewalt psychologischen Blickes und Ausdruckes, diesen Kernpunkt, welcher die « mystères » über Europa verbreitet hat ».[3] Paul de Kock blieb, als Unterhaltungsschriftsteller, von allen unberücksichtigt, erhob auch nie Anspruch auf grössere Wertschätzung. Man liest ihn gern, aber man kennt ihn nicht gern. Börne gibt uns hiervon eine reizende Schilderung im 39. Brief aus Paris.[4] Von tiefgehender Bedeutung waren die Romane Balzacs, obwohl sie nicht ihrem wahren Werte nach erfasst wurden.

---

[1] «Sie hatten nicht recht, mich so mit einer Feder hinzustellen, die sich à la Alex. Dumas das ihrige ohne viel Sorge erschreibt. Die tiefste geistige Sorge quält mich«, schreibt Gutzkow am 3. Aug. 1852 an Wehl, der von ihm gesagt hatte, er verdiene jährlich 3000 Taler. (Wehl, j. Dtschl. p. 236.)

[2] Brief vom 31. Dez. 1834 an Gutzkow in dessen «Börne», ges. W. XII. p. 394.

[3] Laube, Erinnerungen 1840—1881. W. XVI. p. 65 f.

[4] «Ein prächtiger Mann! Trotz der vielen Sorgen und Mühen, die mir jetzt Europa macht, habe ich in vier Tagen, in meinen kurzen Friedensstunden, acht von seinen fünfzig Bänden gelesen.... Nur in Paris kann man Kocks Romane mit Lust lesen, draussen verlieren sie ihren Wert. Mir haben sie viele Freude gemacht.... Die Liebe spielt natürlich eine Hauptrolle wie in allen Romanen.... Und Philosophie hat er auch, Lebensphilosophie! Zwar gibt er uns nicht, wie Gœthe im

Sehr richtig sagt zwar Laube in den Reisenovellen einmal[1]: «Ehre Ruhm, Liebe, die ganze Romantik, welche sonst Staaten und Menschen hob und hielt, ist verbraucht, die alte Poesie ist an Entkräftung gestorben, das neue Element ist das Geld, und noch einmal das Geld. Das Gold ist Mittelpunkt, das Gold ist Blut geworden. Wem es gelingt, Poesie daraus zu machen, der ist unser modernster Dichter,» aber dass dies eben das Neue und Grosse in Balzacs Werken sei, das erkannte man damals noch nicht. Er wurde auch merkwürdigerweise nicht als der Bahnbrecher des Realismus angesehen, als solcher galt vielmehr George Sand; in Balzac sah man nur den kräftigen Schilderer leidenschaftlicher und ausserordentlicher Situationen[2] und Charaktere. Wichtig war den Zeitgenossen sein Buch über die Ehe «Physiologie du mariage», da es eine Erörterung gab zu einer der Hauptfragen, die die damalige Zeit beschäftigen.[3] Be-

---

Wilhelm Meister, Lehrbriefe mit Trüffeln; aber es ist eine recht kräftige Philosophie, bürgerlich zubereitet. Man kann von ihm lernen. . . . Kock ist die Wonne der Pariser Nähmädchen; auch ist das Papier ganz weich von den vielen Händen und Tränen, und kein Band in der Leihbibliothek, in dem nicht einige Blätter fehlen. . . . Kurz, mein Paul de Kock ist ein prächtiger Mann — aber lesen sie ihn nicht!»

[1] Reisenovellen I. Werke Bd. VIII p. 6.

[2] Dies zeigt z. B. eine Stelle aus Mundts «Bibeldieb»: «Was meinen Sie, meine Freunde, wenn ich mich mit meiner Wilhelmine, gleichsam dem tückischen Zufall zum Trotz, dennoch von dem toten Pfarrer kopulieren liesse? Sie staunen alle. . . . Nun, könnte es nicht die Form eines phantastischen Nachspiels werden, wie es kaum ein Hoffmann, wenn er noch lebte, oder unter den neuesten Französischen Teufelsschriftstellern, die ich so lieb habe, ein Balzac sie glänzender erdacht haben würde? Hahaha! Wir gingen in die Kirche, liessen uns den alten toten Pastor auf die Kanzel stellen, und der grosse Bauchredner Alexander, der jetzt gerade in der Stadt ist und herbei kommen müsste, hielte uns aus dem ernsten Munde des Erblassten heraus eine Trauungspredigt comme il faut.» An dieser Stelle mag auch an eine andere Novelle von Mundt «Magische Liebe» (Charakt. u. Situat.) erinnert werden, die aus derselben Quelle, Balzacs «contes», Anregung geschöpft haben dürfte.

[3] Dieses Buch fand sich, zusammen mit Veits Saint-Simonismus, bei Laube vor, als er verhaftet wurde (vgl. Geiger, j. D. und pr. Censur

sonders aber waren es die ersten Bände der «comédie humaine», die den Anfang seines Ruhmes bildeten. «Ein moralischer Erzähler von seltener Vortrefflichkeit und der die Tugend so liebenswürdig darzustellen weiss, dass man sie, zu seinem eigenen grössten Erstaunen, noch 40 Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt,» schreibt Börne nach der Lektüre der «Scènes de la vie privée» und einige Tage später: «Es darf Sie nicht wundern, dass die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erstens ist es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine *nicht mehr*. Dann sind es gerade nicht immer tugendhafte Personen, die auftreten, sondern im Gegenteil. Nachdem man aber mit den andern den Blumenweg der Untugend gewandert, stellt der Verfasser tugendhafte Betrachtungen an, die man sich gefallen lässt, weil sie nichts kosten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann ihnen den Balzac nicht genug loben.» (80. und 82. Brief.) Die Frauengestalten sind es auch, die Heine in Balzac's Romanen bewundert, die realistische Treue seiner Zeichnung: «Er beschreibt sie, wie ein Naturforscher irgend eine Tierart oder ein Pathologe eine Krankheit beschreibt, ohne moralisierenden Zweck, ohne Vorliebe noch Abscheu. Es ist ihm gewiss nie eingefallen, solche Phänomene zu verschönern oder gar zu rehabilitieren, was die Kunst eben so verböte als die Sittlichkeit.» [1] Und doch wird gerade Heine so oft der Vorwurf gemacht, dass er die Frauengestalten der Halbwelt nicht objektiv, sondern zu liebenswürdig und idealisierend behandle.

---

p. 111). Börne nimmt sich vor, das Buch nicht bloss zu lesen, sondern zu studieren, «und warum studieren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimnisses; aber man wird erstaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge sind im Werke.» (82. Brief.)

[1] Lutezia I. VI. 159.

Da muss man vorerst bedenken, dass Heine seine «Verschiedenen» stets in der Form der französischen Grisette um sich sah — so in nächster Nähe an seiner Frau — dass tatsächlich ein grosser Unterschied zwischen diesen Mädchen und einer deutschen Dirne besteht, und dann gingen ihm Musset in « Frédéric et Bernerette » und Béranger voran, die, wie später Murger, diese bisher Übersehenen und Verachteten in eine durch Poesie verklärte Beleuchtung rückten und damit die liebenswürdige Grisette, den auch in Deutschland als «süsses Mädel» eingebürgerten Typus schufen. Eine andere Eigentümlichkeit konnte sich Heine dagegen bei seinem intimen Umgang mit Balzac angewöhnt haben. Alle Werke Balzacs sind durchsetzt von Stellen, die der allergewöhnlichsten Unterhaltungslektüre entnommen sein könnten. Unerlaubte Geschmacklosigkeiten und brutale Scenen, wie sie bei Sue, Soulié oder Dumas sich oft finden, werden mitten in die prächtigsten Romane eingeflochten; ein Verfahren, das, allerdings in sehr verfeinerter Form auch bei Heine mitunter störend wirkt. Ob nicht der Umgang mit Balzac den Massstab für künstlerischen Geschmack bei Heine etwas verschoben hat? — So wirkte Balzac nach zwei Seiten auf seine Zeitgenossen, auch in Deutschland. Vor allem nahm man das Schlechte begeistert auf, die Brutalität und Rohheit, die als wahrer Realismus empfunden wurde. Es erzeugte diese Begeisterung eine ganze Literatur, die sich aber vorwiegend auf dem Leihbibliothekniveau hielt und in den Hintertreppenromanen weiterwucherte. Der wahre Balzac aber wurde erst spät entdeckt, weitergebildet und erst dann konnte er befruchtend auf die eigentliche Literatur einwirken.[1] — Völlig unbeachtet blieb dagegen

[1] Vgl. auch Laubes Urteil (W. XVI Erinnerungen 1840—1881 p. 63), wo aber Balzac gar nicht zu seinem Rechte kommt. Laube sagt unter anderem, «Da Balzac blasiert ist für seine eigenen Erfindungen, so

Beyle-Stendhal und kaum berücksichtigt werden Nodier und Mérimée, der nur an Gœthe einen verständnisvollen Leser hatte.[1] Dagegen überragt alle andern eine heute vergessene Grösse, Jules Janin, der einer ungemeinen Beliebtheit sich erfreute, diesseits und jenseits des Rheines. Mit einigen Romanen, Erzählungen und dann besonders mit seinem Montagfeuilleton in den Débats lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sein Talent. In allen Zeitungen und Winkelblättern fand sich einer, der in geistreichen Feuilletons den bewunderten Janin zum Vorbild nahm. Überall zeigen sich nun diese Kleinigkeiten, wo mit möglichst witzigen und schönen Worten nichts gesagt wird. Ein typisches Beispiel sind die Pariser Silhouetten von Adalbert von Bornstedt (Leipzig 1836) und die Korrespondenzen aus Paris, die Victor Lenz der Zeitung

---

bleiben sie leblos, und da er keine Illusion mehr hat, so erzeugt er auch keine.» Balzacs Schulden sind für Laube ein viel interessanteres Motiv als seine Romane. Natürlich weiss auch Gutzkow nur von der Persönlichkeit Balzacs zu erzählen, dabei aber ist er anerkennender für seine literarische Bedeutung als Laube. Er nennt ihn immerhin ein seltenes Talent, auf das stolz zu sein Frankreich alle Ursache habe, er lobt seine geistvollen Erfindungen, dann aber kommt die Kehrseite: «Dass Balzac anmassend ist, bestätigt die Manier seiner Erzählungen, seine Art, sie einzuleiten, seine Selbstbespiegelung, Selbstkritik. Er geht von dem Grundsatz aus, dass ein Schriftsteller, der etwas gelten wolle, zuvorderst selbst etwas auf sich halten müsse. Daher kommt er jedesmal, wenn ihm der Stoff ausgeht, auf sich selbst zu sprechen . . . Balzacs Geldgier findet man in vielen flüchtigen, seinem Namen keine Ehre machenden Produktionen bestätigt.» (Briefe aus Paris VII. 107.)

[1] Nur Börne hat dem «Théâtre de Clara Gazul» ein empfehlendes Wort mitzugeben (37. Brief). «Es sind eigentlich nur Skizzen und Szenen, aber mit grosser Kunst werden durch wenige Striche ganze Charaktere gezeichnet und mit ein wenig Rot und Gelb die glühendsten spanischen Naturen treu gemalt. Man kann sich nichts Liebenswürdigeres denken. Der Verfasser hat eine unbeschreibliche Grazie, eine Phantasie gleich einer Lerche, wenn sie in der Abenddämmerung um grüne Kornfelder fröhliche Kreise zieht. Es sind Komödien, wild wie junge Mädchen, aber wie wohlerzogene. . . . Und was den Dichtungen fehlt, macht sie so schön, als das, was sie besitzen; es sind reizende Nachlässigkeiten . . .»

für die elegante Welt einsandte. Einer der ersten, der auch diese Literaturgattung in deutschen Zeitungen pflegte war August Lewald,[1] und auch Gutzkow gab sich dem Eindruck des Neuen in dieser Schreibmanier hin. Von der Vorrede zu den zwei Bänden Novellen die 1832 erschienen, sagt er selbst: «Man wird in dieser Auslassung jedenfalls den Einfluss des zu damaliger Zeit so bewunderten Jules Janin erkennen»[2] und 1835 hielt er in Frankfurt eine Rede, «Über die Naturgeschichte der Kamele», die sich deutlich an Janins Phantasiestück über die Hunde anlehnte[3]; und in die Schilderung, die er von seinem Besuche bei Janin entwirft, auch in Janins Manier, verflicht er einen «Beitrag zur Cyno-Dramaturgie», der Janins Feuilletonstil, allerdings in karikierter Weise wiedergeben soll. «Ich habe einen Theaterartikel geschrieben, wie in Janin nicht kindischer schreiben kann. Wo ist die deutsche Zeitung, die mir für Artikel dieser Art jährlich 20,000 Franken gibt?»[4] Mundt der auch während seines Pariser Aufenthaltes bei Janin vorsprach, fällt selbst so in Janins Plaudermanier in seinen Spaziergängen und Weltfahrten, dass man aus seiner langen Beschreibung schliesslich gar nichts erfährt, als aus der Kapitelüberschrift, dass Janin zu den «grossen Geistern» gezählt wird. Überhaupt spürt man bei Mundt den Einfluss Janins sehr deutlich, am allerdeutlichsten in seiner Plauderei über die Giraffe.[5]

---

[1] Vgl. Proelss, j. Dtschld. p. 319.
[2] Rückblicke. 1875. p. 12.
[3] Proelss, j. Dtschld. p. 536.
[4] Briefe aus Paris. VII. p. 216.
[5] Spaz. u. Weltf. II. p. 59 ff.



Die Wirkung, die eine Literatur auf eine andere ausübt, ist von zwei Geischtspunkten aus zu betrachten: künstlerische und ideell.

Diese zwei Punkte müssen wir auch bei der Untersuchung der Zeitperiode von 1830—1840 festhalten. Der Einfluss des französischen Romantismus auf die jungdeutsche Literatur ist in künstlerischer Hinsicht sehr gering. Hierin konnten uns die Franzosen nichts mehr bieten. Was bei ihnen in der Kunstform neu war, also das Wesentlichste am Romantismus, das hatte in unserer Literatur schon der Sturm und Drang geleistet. Allerdings ist eine stilistische Beeinflussung nicht zu verkennen, insofern als der französische journalistische Feuilletonstil, das flüchtig hingeworfene politische Pamphlet auch in Deutschland Nachahmung fand. Aber auch hier war es nur bei den untergeordneten Schriftstellern bewusste Nachahmung, bei den andern war es vielmehr der ähnliche Inhalt, die ähnliche Absicht, die eine ähnliche äussere Form bedingte.

Von allergrösster Bedeutung dagegen ist der ideelle Einfluss der jungen Franzosen. Es sind die sozialen Probleme und Tendenzen, die in den 20er Jahren in Paris auftauchten und durch ganz Europa die Runde machten: Die Sozialdemokratie und der Saint-Simonismus, die Emanzipationsgedanken und die geniessende Lebensfreude. Dass dies alles auch schon in der deutschen Literatur vorlag, wie Laube

nachträglich rückschauend behauptet, ist ausser Zweifel. Das 18. Jahrhundert und der Klassizismus, der Hellenismus Goethes und die Frühromantik hatten diesen Gedanken schon vorgearbeitet, sie teilweise schon verarbeitet. Das wird niemand bestreiten, der einen Einblick in die Entwicklung unserer Literatur getan hat, aber deshalb nun die ganze jungdeutsche Literatur aus den Prämissen der eigenen literarischen Vergangenheit ableiten zu wollen, wie Prölss in seinem Buche über das junge Deutschland, halte ich für verfehlt. Und einen geradezu komischen Beigeschmack erhält für mich Prölss' Ausspruch, dass auch ohne jeglichen Einfluss von französischer Seite her, die deutsche Geistesbewegung auf dieses Thema geraten wäre (p. 18). Wir haben es in der vergleichenden Literaturgeschichte mit Tatsachen zu tun und nicht mit Möglichkeiten. Ich hoffe, in dem vorliegenden Material manchen tatsächlichen Beweis für das Gegenteil erbracht zu haben.

Ist es denn ein so fernliegender Gedanke, dass eine zeitgenössische literarische Strömung des Auslandes als etwas ganz Neues empfunden wird, während dieselben Probleme längst von der einheimischen Literatur behandelt wurden? Nichts vergisst sich so schnell, wie die eigene literarische Vergangenheit. Die literarische Gelehrsamkeit spürt nach den verborgenen Zusammenhängen, sucht die zwingende Notwendigkeit in der Entwicklung der Geistesgeschichte nachträglich aufzudecken. Die schaffende Jugend aber hält sich an imponierende Werke und Persönlichkeiten ihrer näheren und weiteren Umgebung. Ein glänzendes Beispiel haben wir ja dafür in der neuesten Zeit, um nur eines zu erwähnen: Ibsen wurde als etwas absolut Neues empfunden und wirkte auch als eine Offenbarung. Keiner seiner Nachahmer war sich bewusst, dass seine

Probleme längst von einem kongenialen Grübler und Psychologen auf ganz ähnliche Weise erörtert in unserer eigenen Literatur vorlagen: bei Hebbel. Erst auf dem Umweg über Ibsen kam Hebbel zur späten verdienten Anerkennung. Nun war gerade das junge Deutschland eine voraussetzungslos drauflosstürmende und vorwärtsdringende Zeit; ist es da nicht wahrscheinlicher, dass sie sich an das Zunächstliegende, Zeitgenössische hielt, als dass sie auf eine vergangene Zeit zurückgriff, die sie mit aller Rücksichtslosigkeit zu überwinden trachtete?

Um so mehr musste sie sich an den ähnlich vorgehenden Nachbarn halten, als die politischen Ereignisse und Zustände dazu einen mächtigen Anstoss gaben. Ganz Deutschland und vor allem die jungdeutschen Schriftsteller seufzten unter dem unerträglichen Druck der Reaktion. Im Nachbarlande aber erfreuten sie sich der Früchte, die die Revolution und das Kaiserreich getragen hatten, die man selbst für kurze Zeit einmal besessen und wieder verloren hatte, was wunder, dass man mit Neid über den Rhein blickte, in Frankreich das staatliche und soziale Ideal vor sich zu haben meinte? Und als auch dort der Versuch gemacht wurde, die Zeit rückwärts zu drehen; da erhob sich das französische Volk kurz entschlossen, tat seinen Willen kund in der Erhebung der Julitage und kämpfte in Wort und Schrift und Tat für die gefährdeten freiheitlichen Ideale. Ich habe oben nachgewiesen, welch mächtigen Wiederhall diese Ereignisse in Deutschland fanden, wie zwingend die Julirevolution alle Blicke nach Paris lenkte. Man konnte es dem tatkräftigen Nachbarn nicht gleichtun. Der obrigkeitliche Druck erfuhr im Gegenteil infolge schüchterner umstürzlerischer Versuche noch eine Steigerung; um so sehnsüchtiger richteten sich die Augen der verfolgten

Opposition über den Rhein, vor allem die der jungen Schriftsteller, die für Freiheit und Neuerungen schwärmten. Aber es waren nicht sowohl die einzelnen Persönlichkeiten, durch die man sich zur Bewunderung und Nachahmung hingerissen fühlte, es war die ganze Bewegung des Romantismus, es war das einmütige, jugendlich-kühne Vorgehen der jungen Franzosen, das offene Aussprechen und Verkündigen der neuen sozialen und politischen Ideale, was die jungdeutschen Stürmer und Dränger entzündete und zur Nachahmung reizte. Es waren nicht die Ziele des Romantismus, es war der Weg, den er dazu einschlug; diese Popularisierung der Kunst, diese demokratische Literatur war für Deutschland etwas Neues und übte einen ungeahnten Einfluss aus, dessen Spuren sich mit aller wünschenswerten Deutlichkeit in der Produktion des jungen Deutschland auffinden lassen. Die Literatur der 30er Jahre ist die erste in Deutschland seit der Reformationszeit, die sich bewusst an das ganze Volk wendet, während sich alle frühern Schriftsteller nur an einige wenige, an ihresgleichen wandten. Die Werke der Romantik sind auf feines Schreibpapier gedruckt, die Werke des jungen Deutschland auf weiches, schmutziges Löschpapier; man verwendete das Zeitungspapier und den Zeitungsstil für die Bücher, da man es den Franzosen im Zeitungswesen doch nicht gleich tun konnte unter dem Druck der Censurbehörde.

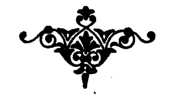
Es ist eine deutlich nachweisbare Erscheinung, dass, je näher wir unserer eigenen Zeit kommen, um so mehr die nationalen Schranken von der Literatur überbrückt werden. Ein literarisch wertvolles Erzeugnis ist heute im Augenblick Allgemeingut. Wir haben ja kaum noch das Gefühl, dass weder Ibsen noch Zola, weder Tolstoi noch Mæterlinck unserer Literatur angehören. Wo früher einzelne, scharf getrennte Ströme

dahinflossen und nur ab und zu ein Kanal vom einen zum andern führte, der auch scharf umrissen und deutlich nachzuweisen ist, da flutet heute ein grosses Meer, in dem sich die Strömungen kreuzen und kaum mehr unterscheidbar ineinander übergehen. Dies begann schon im 18. Jahrhundert, aber in unserm heutigen Sinn gerade damals, als der Dampf und die Elektrizität die Entfernungen auf ein Nichts beschränkte, als die Ideen und Ideale, die in einem Volke auftauchten, nicht mehr auf dem Schneckenwege der Posten und Lastwagen den andern Völkern mitgeteilt werden mussten. Keine Zeit ist auch so wenig ausschliesslich literarisch, wie gerade die Jahre von 1830 bis 1850. Politische Agitation und soziale Bestrebungen wiegen bedeutend vor, und deshalb ist auch für diese Zeit die Berücksichtigung der allgemeinen sozialen Strömungen, des «Zeitgeistes», von so grosser Bedeutung. Es ist nicht mehr eine Persönlichkeit, die durch ihr Bekanntwerden befruchtend einwirkt, es ist nicht ein Rousseau, ein Shakespeare, auch nicht ein Buch wie «Sentimental Journey» oder «Nouvelle Héloise», dessen formaler Einfluss leicht und klar nachgewiesen werden kann, wir haben vielmehr einer ideellen Beeinflussung beim jungen Deutschland nachzugehen; nicht Victor Hugo oder Balzac, nicht «Cromwell» oder «Lélia», sondern der Geist, der die ganze französische Romantik beseelt, der Geist der Freiheit und der unabhängigen künstlerischen Persönlichkeit, der Saint-Simonismus und die Sozialdemokratie sind in ihrer Wirkung zu verfolgen. Oft, wie z. B. bei George Sand, genügte ja schon die Vorstellung, das Bild, das man sich von einer Persönlichkeit und ihrem Schaffen machte, um mächtigen Einfluss auszuüben, ehe man noch mit der hinter diesem Bilde stehenden Persönlichkeit bekannt geworden war. Daher der

schwärmerische Enthusiasmus, so lange die jungen Schriftsteller nur dem Ideale nacheifern, und daher die oft sich bemerkbar machende Ernüchterung, wenn sie der Sache selbst näher kommen, der Wirklichkeit Auge in Auge gegenüberstehen.

Gerade deshalb bietet ein Thema aus der vergleichenden neueren Literaturgeschichte, wie das von mir in Angriff genommene, so grosse Schwierigkeiten, weil es einen ideellen Einfluss nachzuweisen hat und nicht einen künstlerischen. Shakespeares Einfluss auf den Sturm und Drang aufzudecken, ist eine Aufgabe, die sich fast mathematisch genau lösen lässt. Wie aber soll man den Einfluss des Saint-Simonismus bis ins Letzte aufzeigen, wie den Einfluss der französischen Journalistik?

Jch glaube aber immerhin den richtigen Weg zur Lösung dieser Frage eingeschlagen zu haben, indem ich diejenigen, die einen Einfluss erlitten haben sollen, selbst um ihre eigene Meinung befragte. Ob und wie weit uns dieser Weg dem Ziele näher gebracht hat, ob er überhaupt zu einem positiven Resultat geführt hat, das habe ich nicht zu entscheiden.



Register.

Die beigesetzten Ziffern bedeuten die Seitenzahl.